

**Zeitschrift:** Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 7 (2000)  
**Heft:** 1

**Rubrik:** Besprechungen = Comptes rendus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.05.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

## LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THEMATIQUES

### ULINKA RUBLACK MAGD, METZ' ODER MÖRDERIN FRAUEN VOR FRÜHNEUZEITLICHEN GERICHTEN

FISCHER TASCHENBUCH, FRANKFURT A. M. 1998,  
350 S., DM 24,90.–

Die Arbeit mit Gerichtsquellen präsentiert sich in der gegenwärtigen Forschungslandschaft als ertragreicher und vielschichtiger Weg zu Kulturen und Lebenswelten der vormodernen Gesellschaft. Auch die neuere Frauen- und Geschlechtergeschichte hat an einzelnen Deliktfeldern herausgearbeitet, wie vor Gericht Geschlechterverhältnisse thematisiert und Bedeutungen von Geschlecht konstituiert wurden. Die neue Arbeit von Ulinka Rublack versucht einen breit angelegten geschlechtergeschichtlichen Blick auf die frühneuzeitliche Gerichtsbarkeit und bietet damit auch eine Art Bestandsaufnahme dieser jüngeren kriminalitäts- und geschlechtergeschichtlichen Forschung.

Die Autorin, die Europäische Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Cambridge lehrt, stützt sich auf die vielfältige Überlieferung der Kriminalgerichtsbarkeit, die zwischen 1500 und 1700 im Herzogtum Württemberg, in den Reichsstädten Schwäbisch Hall, Esslingen und Memmingen und in Konstanz entstanden ist und ihr eine beeindruckende Quellengrundlage verschafft. Rublacks Interesse gilt nicht statistischer Erfassung, sondern der qualitativen Analyse der Fälle, sie befragt die Quellen nach den Mentalitäten und Lebenswelten frühneuzeitlicher Frauen, nach Konflikten und deren Bewältigung und nach der Rolle von Recht und Gerichtsinstitutionen.

Die ersten Kapitel des Buches beschäftigen sich mit den frühneuzeitlichen Ordnungsvorstellungen, mit der Gerichts- und Strafpraxis. Sie bestätigen einmal mehr, wie weit entfernt der frühneuzeitliche Staat von einem abstrakt funktionierenden Polizeistaat war, und wie sehr Nachbarschaften, Zünfte und Verwandtschaften die Strafverfolgung und Rechtsprechung beeinflussten. Ob sich eine Frau im Konfliktfalle wegen abweichenden Verhaltens vor Gericht verantworten musste, der Erfolg ihrer Verteidigung, ja sogar die Art und Höhe ihrer Strafe hing entscheidend von ihrer sozialen Einbindung, von ihrem Ruf und ihrer Ehre ab. Für die Bewertung von Verhalten erweist sich das Geschlecht der Betroffenen, aber auch ihr Status als Ehefrau oder ihre Zugehörigkeit zu einem Haushalt als von entscheidender Bedeutung.

Im umfangreicheren zweiten Teil thematisiert Rublack anhand ausgewählter Deliktfelder die «latente Ebene» der Verfahrensakten und fragt nach den geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen, Motiven und sozialen Konflikten hinter der Delinquenz. So verweisen etwa die verschiedenen weiblichen Eigentumsvergehen auf die Situation von Frauen in der frühneuzeitlichen Mangelgesellschaft, die vagierende Frauen, abhängige Mägde und andere Unterschichtsfrauen jeweils unterschiedlichen Motiven und Handlungslogiken folgend zu Diebinnen werden liess.

Wie kaum ein anderes zeigt das seit der Reformation immer schärfer geahndete Deliktfeld um Unzucht und Hurerei, wie die gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen mit geschlechtsspezifischen

Bildern arbeiteten und gleichzeitig umgekehrt auf die Geschlechterordnung einwirkten. Im Gegensatz zum fast rein männlichen Delikt des Gewaltverbrechens wurden sexuelle Verfehlungen zunehmend den als begierig und wollüstig imaginierten Frauen angelastet. Die Aussagen der wegen Kindsmordes Angeklagten verweisen überdies auf die Vorstellungen über Mütterlichkeit, das Verhältnis zu Kindern, die Erfahrung von Schwangerschaft und Geburt und die Körpervorstellungen in der frühneuzeitlichen Gesellschaft.

Das letzte Kapitel über Ehekonflikte fragt nach den Verhaltensanforderungen an gute Ehemänner und Ehefrauen, nach dem Alltag verheirateter Paare, nach dem Konfliktverhalten von Männern und Frauen und diskutiert, inwieweit die Frauen bei ehelichen Konflikten die frühneuzeitliche Ehegerichtsbarkeit für ihre Interessen nutzen konnten.

In einer abschliessenden Bewertung reflektiert Ulinka Rublack den Wandel der Stellung der Frau während des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie bestätigt die Einschätzung von der Verstärkung patriarchaler Werte durch die Aufwertung der Ehe, die Idealisierung des Hauses als Ordnungsgefüge und die Kriminalisierung von ausserehelicher Sexualität und weist darauf, dass diese Entwicklung vor allem auf Kosten von Frauen ging, vor allem von Frauen, die nicht in die Ordnung eines Hauses eingebunden waren. Bestimmte Felder einer weiblichen Arbeitskultur wurden zunehmend mit Unmoral verbunden, ledige, unabhängige und mobile Frauen sexualisiert und als Gefährdung des gesellschaftlichen Ordnungsgefüges wahrgenommen. Den Erfolg der obrigkeitlichen Regulationsbemühungen sieht die Autorin demgegenüber als eher gering an, sie betont die Widerständigkeit frühneuzeitlicher Frauen

156 ■ gegen rigide Moralvorstellungen und

staatliche Verfolgung – auch ihre Ergebnisse bestätigen die momentan eher kritische Haltung der Frühneuzeitforschung gegenüber allzu vereinfachenden Sozialdisziplinierungsmodellen.

Rublacks geschlechtergeschichtlicher Blick auf das Handeln von Obrigkeiten und auf die sozialen Hintergründe des gerichtlich verhandelten «abweichenden Verhaltens» erbringt ein facettenreiches Bild der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Mit zahlreichen Beispielen und Fallgeschichten ist ihr ein zugänglicher, spannender Text gelungen, der seine Inhalte auch über den akademischen Bereich hinaus vermitteln will und wird. Dass dabei der Anmerkungsapparat, die Forschungsdiskussion und methodische Überlegungen sehr, manchmal fast zu knapp gehalten sind, sollte dem Potential des Buches keinen Abbruch tun.

*Olivia Hochstrasser (Basel)*

**ULRIKE WECKEL, CLAUDIA OPITZ,  
OLIVIA HOCHSTRASSER,  
BRIGITTE TOLKEMITT (HG.)  
ORDNUNG, POLITIK UND  
GESELLIGKEIT DER GESCHLECHTER  
IM 18. JAHRHUNDERT**

WALLSTEIN, GÖTTINGEN 1998, 368 S., FR. 53.80

Von den in diesem Sammelband veröffentlichten Beiträgen hat mich derjenige von Irntraud Götz von Olenhusen am meisten irritiert. Und er wird in der Geschlechterforschung wohl auch zu reden geben, denn die Autorin unterzieht einige der bekannten feministischen Grundthesen zum Geschlechterdualismus in der Spätaufklärung einer scharfen Kritik, insbesondere Karin Hausens viel zitierten Beitrag zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere und Claudia Honeggers Analyse zur Entstehung der Sonderanthropologie – der «Wissenschaft vom



Weib» als einer besonderen Spezies Mensch. Die Methode, per Analogie von körperlichen auf seelisch-geistige Verschiedenheiten zu schliessen, ist nach Olhusen keine moderne, sondern eine typisch traditionelle. Die vormodernen Mythen des Geschlechterdualismus waren so selbstverständlich, dass sie früher kaum thematisiert wurden. Erst die durch die Naturwissenschaften ermöglichte Demontierung des männlichen Zeugungsmythos hat dazu geführt, dass die tradierte Unterordnung der Frauen nun weder theologisch noch wissenschaftlich abgestützt werden konnte. Die neue Reproduktionstheorie war vielmehr der Ausgangspunkt für ein egalitäres Geschlechtermodell, auch wenn es nicht als solches artikuliert wurde. Gegen die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse etablierte sich die Sonderanthropologie als eine Abwehrstrategie, in der sich männliche Phantasien ausleben konnten.

Olhusens Aufsatz ist zwar nicht der einzige, der sich mit der feministischen Forschung kritisch auseinandersetzt, aber wohl einer der gewichtigsten. Der Sammelband umfasst die Referate aus den Kolloquien (1994–1996) des von der VW-Stiftung finanzierten Projektes «Politik, Gesellschaft und Geselligkeit der Geschlechter im Zeitalter der Aufklärung». Alle Beiträge gehen das Thema Aufklärung konsequent von der geschlechtergeschichtlichen Perspektive her an, ein zentrales Manko in den bisherigen Forschungen, die Claudia Opitz und Ulrike Weckel einleitend kritisch zusammenfassen. Als äusserst wertvoll erachte ich dabei die umfangreichen Anmerkungen und Literaturhinweise. Der Ausschluss der Frauen wurde zwar verschiedentlich thematisiert, doch das Primat der «grossen Männer» trotzdem fortgeschrieben. Wie Olhusen hinterfragen Opitz und Weckel zudem die von der Frauenfor-

schung vertretene These der «Frauenfreundlichkeit» der Frühaufklärung im Gegensatz zur «Frauenfeindlichkeit» der Spätaufklärung, welche die Frau auf ihre Rolle als Mutter fixierte und die unterschiedliche Bestimmung der Geschlechter wortreich ausformulierte. An dieser Festschreibung, so die beiden Autorinnen, beteiligten sich auch Frauen, die als Ratgeberinnen und Erzieherinnen ihres Geschlechts den literarischen Markt belieferten.

Die Herausgeberinnen verstehen die Aufklärung als Kommunikationsprozess zwischen den und innerhalb der Geschlechter, der vor allem in der Briefkultur zum Ausdruck kommt. Frauen beteiligten sich als äusserst aktive Briefschreiberinnen an diesem Prozess und brachten auch organisatorisch die Kommunikation in Gang. Davon handeln vor allem die Beiträge des ersten Teils des Bands unter dem Titel «Ordnung und Geselligkeit der Geschlechter bei Hof und in der städtischen Bildungselite».

Eine Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit ist für die Zeit der Aufklärung irreführend. Das höfische Leben kannte kein Privatleben. Zentral war die Repräsentation. Damit eröffneten sich Frauen am Hofe – über die Zelebrierung von Werten und Tugenden aber auch im Bürgertum – Möglichkeiten zur Einflussnahme. Erhellend sind dazu Claudia Opitz' Ausführungen zur wirkungsgeschichtlichen Dimension von Montesquieus *Esprit des Lois*. Für einmal stehen nicht Fragen zur Gewaltenteilung im Zentrum, sondern die Konzepte zur «Ordnung der Geschlechter». Wesensmässige Zuschreibungen, wie wir sie beispielsweise von Rousseau kennen, interessieren Montesquieu wenig, wohl aber die Geschlechterbeziehungen in ihren historischen und kulturell bedingten Ausformungen. Er plädiert für die Monarchie als eine optimale Mischung von Freiheit und

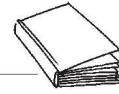
Zwang, Leidenschaft und Vernunft. Die zwanglose Begegnung der Geschlechter in einem *gesellschaftlichen* Raum *zwischen* der häuslichen und der rein männlich gedachten politischen Sphäre führe zu einem hohen Mass an Freiheit und einer relativen Stabilität des Systems. Die weiblichen Leidenschaften würden zum einen von der Vernunft der Ehemänner in Schach gehalten, übten andererseits aber auch einen mässigen Einfluss auf die Tugenden aus, denn allzuviel Tugend enge die Freiheit ein. Durch eben diese Argumentation provozierte Montesquieu die männerbündische Gegenbewegung der Republikaner, die jegliche politische Einflussnahme der Frauen als zersetzend ablehnten. Diese republikanische Tugendhaftigkeit sieht Brigitte Schnegg als Ursache des Zerwürfnisses zwischen Friedrich Gottlieb Klopstock und Johann Jakob Bodmer. Während der junge Dichter des «Messias» die «Fahrt auf dem Zürichsee» in gemischtgeschlechtlicher Gesellschaft offensichtlich geniesst, nimmt der Zürcher Gelehrte diese nur als leichtsinnige Zerstreuung wahr. Die Frauen, so Bodmer, gefährdeten die Tugendhaftigkeit und damit den republikanischen Staat in seinen Grundfesten. Er vertritt damit die selbe asketische, frauenfeindliche Haltung wie Rousseau.

Die strikte Trennung zwischen einer öffentlichen und einer privaten Sphäre war auch am Ende des 18. Jahrhunderts noch kein Grundelement der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft. Frauen waren als aufmerksame Gastgeberinnen äusserst belebte Initiantinnen von Gesprächen über Literatur und Politik oder mischten sich argumentierend in die theologischen Diskussionen ein. Zwar wurde die effektive Emanzipation der Frauen in der Aufklärung nicht mitgedacht, doch zeigen die verschiedenen Beiträge die Notwendigkeit einer differenzierteren

Auf diese Differenzierung verweisen auch die Autorinnen des zweiten Teils. Sie thematisieren die konkrete Wirkung der geschlechtsspezifischen Konnotationen des aufklärerischen Diskurses auf Frauen und deren Handlungsräume, kurz: auf die Wechselwirkung von Diskurs und sozialer Praxis. So diente nach Susanne Jenisch die Geschlechtsvormundschaft in Württemberg vor allem dem Schutz des Vermögens der Frauen vor den eigennütigen Ansprüchen ihrer Ehemänner. Andererseits verstärkte sich am Übergang ins 19. Jahrhundert und in den darauffolgenden Jahrzehnten in verschiedenen Ländern und Städten die Tendenz, die Verantwortung für Sittlichkeit und Moral einseitig auf Frauen zu übertragen. Auf diese als potentielle Verführerinnen konzentrierten sich die behördlichen Disziplinierungsmassnahmen und stellten damit zunehmend die Integrität aller alleinstehenden Unterschichtsfrauen in Frage.

Der vorliegende Sammelband umspannt sowohl inhaltlich wie zeitlich einen breiten Bogen: von der Selbstinszenierung auf der fürstlichen Opernbühne bis zur Prostituierten der Armenquartiere, von Montesquieus *Esprit des Lois* bis zu den intimen Selbstzeugnissen über das Stillen, von der Bigamie am Hofe bis zur Kontrolle der Zuwanderung in die Residenzstadt. So erweist sich der Facettenreichtum ebenso anregend wie das kritische Hinterfragen feministischer Forschungsansätze. Einzelne Beiträge befriedigen vor allem sachspezifische Interessen, andere wecken Anteilnahme oder besitzen gar eigentlichen Unterhaltungswert.

*Elisabeth Joris (Zürich)*



**CHRISTIAN SIMON (HG.)  
SOZIOÖKONOMISCHE STRUKTUREN  
– STRUCTURES SOCIALES  
ET ECONOMIQUES  
FRAUENGESCHICHTE –  
GESCHLECHTERGESCHICHTE**

DOSSIER HELVETIK, BD. 2, HELBING & LICHTENHAHN,  
BASEL 1997, 268 S., FR. 58.–

Der zweite Band der Reihe Dossier Helvetik setzt sich hauptsächlich aus Beiträgen der dritten Helvetiktagung zusammen, die 1994 in Genf stattfand und den Themen Frauen- beziehungsweise Geschlechtergeschichte sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte gewidmet war. Ergänzt wird er durch vier Thesepapiere zur Forschungsdiskussion und eine Zusammenstellung von Pressekommentaren über den Beschluss des Parlaments vom Sommer 1995, den 200. Geburtstag der Helvetischen Republik auf Bundesebene nicht zu feiern.

Christian Simon, Herausgeber der Reihe und treibende Kraft der sechs Helvetik-Kolloquien (das letzte fand 1998 in Lausanne statt), weist in der Einleitung darauf hin, dass die Revolutionsperiode für gesellschafts- und geschlechtergeschichtliche Ansätze weitgehend Brachland sei. Die Erforschung der strukturellen Ursachen dieser auch für die Schweiz wichtigen Schwellenzeit stehe hierzulande – im Gegensatz etwa zu Frankreich – noch am Anfang. Aufgrund dieses Befunds stellte er die Grundsatfrage, wie sinnvoll es sei, die Helvetik als Ausdruck struktureller Prozesse (Modernisierung) zu deuten oder ob sie vor allem ein politisch-strategisches Ereignis darstelle – das aber seinerseits prozessauslösend wirkte. Oder anders: War die kurze Zeit der helvetischen Revolution in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht ein Bruch oder bettet sie sich ziemlich nahtlos in eine viel weiter zu fassende Periode des beschleunigten gesellschaftlichen

Wandels ein, der schon viel früher beginnt und bis weit ins 19. Jahrhundert dauert? Die Autoren der Beiträge kommen auf eher gegensätzliche Antworten.

P. Stöcklin und F. Flouck untersuchen auf der Ebene zweier Gemeinden (Diegten, BL, und Penthalaz, VD) die Auswirkungen der Revolution auf die dörflichen Besitzverhältnisse. Beide sind mit Schlussfolgerungen sehr vorsichtig und wollen weitere Einzelstudien abwarten, die dann miteinander verglichen werden sollen. Das Beispiel der Waadtländer Gemeinde deutet darauf hin, dass es 1798 zwar zu einem kurzfristigen Einbruch des Immobilienmarkts kam, jedoch kaum zu nennenswerten Veränderungen der Besitzstruktur. Zu einem ähnlichen Schluss kommt R. Wuchner in ihrem Beitrag über den Verkauf des Klostersguts von Maria Stein (SO). Die von der Zentralregierung überstürzt angeordnete Veräusserung des Klosterbesitzes verunsicherte vor allem die direkt davon betroffene Bevölkerung. Ihr lag mehr an der Erhaltung des Klosters als am Aufkauf der von ihr bewirtschafteten Produktionsmittel.

Umstritten ist, ob die von der Helvetik eingeführte Handels- und Gewerbefreiheit zu erhöhter wirtschaftlicher Dynamik führte. A. Radeff nahm dafür die regionalen Vieh- und Jahrmärkte in der Westschweiz unter die Lupe. Diese waren im Ancien régime einer starken Kontrolle durch die Obrigkeit unterworfen. Entgegen den Erwartungen kam es ab 1798 nur zu einer bescheidenen Anzahl Neugründungen. Die meisten dieser Messen verschwanden wieder nach kurzer Zeit. Nach wie vor wachten Städte und Marktflecken darüber, dass ihnen von initiativen Nachbargemeinden keine ernsthafte Konkurrenz erwuchs; die Bewilligungspraxis der Zentralregierung blieb ebenfalls zurückhaltend, ja protektionistisch. Es kam also während der Helvetik (noch) nicht zu einem nennenswerten Ausbau der wirt-

schaftlichen Infrastruktur. Dies steht nicht im Widerspruch zu der von S. Oppliger aufgestellten These, dass 1798 für die Wirtschaft eine grundlegende Revolutionierung bedeutet, die längerfristige Auswirkungen zeitigt. J. Droux zeigt für das Wallis, das 1810 ein französisches Département wird, dass von Paris wichtige Impulse für die Erneuerung des Gesundheitswesens ausgingen, dass die Sozialstruktur des Kantons aber kaum angetastet wurde. Zu stark war das kurzfristige militärische Interesse Frankreichs, dem es vor allem um die Sicherung der Alpenpässe ging (Stichwort: Ausbau der Hospize). Für François Walter, Organisator der Genfer Tagung, sind solche Widersprüche Ausdruck unterschiedlicher Raum- und Zeitebenen, mit denen die Historiker operieren. Sie würden zu scheinbar gegensätzlichen Resultaten führen, hätten aber beide ihre Berechtigung.

Stützig macht noch immer das starke Anwachsen der Zahl der Geburten im Jahr 1799, der sogenannte *babypeak* der Helvetik. Für Ch. Pfister müssen dafür mehrere Faktoren verantwortlich sein: der Ende des 18. Jahrhunderts zu beobachtende Heiratsboom sowie das Anwachsen der Fruchtbarkeitsziffer nach 1764 allein genügen als Erklärung nicht. Gab es etwa psychologische Gründe für die kurzfristig gesteigerte innereheliche Fruchtbarkeit? Vielleicht steuert hier einmal der frauengeschichtliche Ansatz seinen Teil zur Lösung des Rätsels bei. Die Historiografie zur Geschichte der Frauen in der Schweiz um 1800 ist, wie Ch. Simon feststellt, noch am Nullpunkt. In einem programmatischen Aufsatz vertritt er mit B. Schnegg die These, dass die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert für die Geschlechtergeschichte eine Schlüsselzeit darstellt, in der sich das bürgerliche Rollenverständnis von Frauen und Männern festschreibt. Der neue republikanische Staatskörper sei *gendered*, das

heisst männlichen Geschlechts. Die «Diversitätsdiskurse» des Ancien régime hätten Frauen, je nach sozialer Schicht und Beruf, eher die Möglichkeit geboten, sich öffentlich zu Wort zu melden, während der «Diskurs des Allgemeinen», wie ihn auch die Helvetische Republik pflegte, Frauen implizit wie explizit ins Private verbanne. Für Schnegg und Simon liegt die Helvetik also zu spät, um einer Frauenbewegung – wie sie in Frankreich bis 1793 noch möglich war – Raum zu bieten. Dies sieht man etwa daran, dass fiktive oder reelle weibliche Ansprüche an politische Mitsprache von den Männern systematisch ins Lächerliche gezogen werden, wie die Presseanalysen von A. Salvisberg, V. Borgeat-Pignat und K. Marti sehr schön zeigen. Aufräumen muss man auch mit der Vorstellung, dass die Revolution eine allgemeine rechtliche Besserstellung der Frau bringt. Dies war höchstens partiell der Fall, etwa bei der Niederlassungsfreiheit, von der auch Frauen profitierten. Die Beiträge von A.-L. Head-König zum helvetischen Ehe- und Bürgerrecht und von L. Mottu-Weber zum Scheidungsrecht in Genf seit der Reformation sind hier aufschlussreich und rufen nach Vertiefung.

Das grosse Problem des geschlechtergeschichtlichen Ansatzes ist, dass Frauenrechte zu der Zeit nicht nur kein (öffentliches) Thema waren, sondern dass die amtlichen Quellen über die Frauen generell schweigen. Über soziale Positionen und Rollen von Frauen in der ländlichen Gesellschaft und in den städtischen Unterschichten weiss man sehr wenig, sowohl vor als auch nach 1798. Auch aus diesem Grund plädieren Schnegg und Simon dafür, dass sich die Sozialgeschichte die Perspektive der Geschlechtergeschichte aneignet und umgekehrt. Der besprochene Band liefert dazu erste Ansätze.

Jonas Römer (Genf)



**MICHELLE PERROT**  
**LES FEMMES OU LES SILENCES**  
**DE L'HISTOIRE**

FLAMMARION, PARIS 1998, 493 P., 149 FF

«Le silence est l'ordinaire des femmes» écrit Michelle Perrot, qui réunit sous le titre *Les Femmes ou les silences de l'Histoire* 24 de ses contributions majeures à ce qu'on appelle l'histoire des femmes. Publiées entre 1974 (le chapitre «grèves féminines» de sa thèse sur les ouvriers en grève) et 1997 (trois textes sur l'exclusion politique des femmes ou leur engagement dans la cité), elles étaient jusque-là dispersées dans des revues, actes de colloques ou ouvrages collectifs.

Faut-il présenter Michelle Perrot? Historienne du mouvement ouvrier et de la prison, elle fut, enseignante à l'Université Paris 7 (établissement post-soixante-huitard ouvert à l'innovation), une des pionnières de l'histoire des femmes en France, tandis que se dessinaient parallèlement quelques pôles provinciaux (notamment à Aix-en-Provence autour d'Yvonne Knibiehler). Son enseignement, la direction de nombreux travaux, l'écho apporté aux recherches universitaires ainsi que ses propres ouvrages ont largement contribué au développement de cette discipline dont l'émergence et les étapes sont évoquées à grands traits dans l'introduction générale du volume: du cours proposé en 1973 («Les femmes ont-elles une histoire?») à la parution de la collection *Histoire des femmes* et au dernier colloque-bilan («Une histoire sans les femmes est-elle possible», cf. compte rendu), le chemin est long qui débouche sur une histoire complexe des relations entre les sexes, articulée autour du concept de genre et soucieuse d'intégration. Complétant l'essai d'ego-histoire rédigé en 1987 pour Pierre Nora, Michelle Perrot y exprime avec pudeur «le profit existentiel» de ce projet «à la fois individuel,

intellectuel et politique» qui lui a permis «de mieux comprendre ces lignées de femmes qui [l']avaient précédée» et, dit-elle, de se trouver elle-même. (p. XVI) Elle souligne aussi son intérêt historiographique pour l'ensemble de la discipline: «[...] l'histoire des femmes et des rapports de sexes pose avec bonheur la question de la permanence et du changement, de la modernité et de l'action, des ruptures et de la continuité, de l'invariant et de l'historicité... Objet d'enquêtes précises et nécessaires, terrain rêvé pour la micro-histoire, elle est un terrain de réflexion majeure [...]. Elle interroge le langage et les structures du récit, les rapports du sujet et de l'objet, de la culture et de la nature, du public et du privé. Elle remet en cause les partages disciplinaires et les manières de penser.» (p. XVII)

Le lecteur, spécialiste ou non, en sera convaincu en suivant le parcours historiographique que lui propose Michelle Perrot: l'historienne a regroupé ses écrits par thèmes et doté chacun d'eux d'une introduction qui contextualise l'écriture et offre un bilan critique du travail accompli. «Traces» pose en ouverture la question fondamentale des sources de l'histoire des femmes: pour aller au delà des images et discours foisonnants autant que déformants, les historiennes et historiens ont interrogé autrement les archives (jusque dans la forme sexuée de leur approvisionnement), pratiqué l'enquête orale et dès les années 1970 recherché activement, publié et analysé des correspondances, des journaux intimes ou des autobiographies, comme la correspondance des filles de Karl Marx ou le journal de Caroline Brame rédigé sous le Second Empire.

«Front pionnier de la recherche sur les femmes», (117) tant en sociologie qu'en histoire, la question du travail a beaucoup mobilisé Michelle Perrot, dans une succession de contributions signi-

ficative de l'évolution du regard de l'histoire des femmes: description du morne univers des ouvrières, exploitées et soumises, cantonnées dans des «travaux de femmes», tandis que leurs hommes rêvent d'un ménagère; insistance sur l'autonomie et l'activisme de la femme populaire rebelle du 19<sup>e</sup> siècle ou de celles qui s'engagent au 20<sup>e</sup> siècle dans les «métiers de femmes». Depuis une dizaine d'années, l'approche s'est enrichie d'une attention à la division sexuelle du travail dans les ateliers mixtes ou le monde des bureaux, aux phénomènes de violence ou de harcèlement sexuel, mais aussi, à la suite d'une historiographie américaine souvent contestée, à l'imaginaire social qui façonne les pratiques. Plus encore – et c'est l'objet de la troisième partie «Femmes dans la cité» –, elle s'est largement déplacée vers un objet qui bouscule l'universalisme français et interroge l'ensemble de l'histoire politique: «[...] la publicité des femmes, à savoir leur place, leur fonction, leur rôle dans l'espace public, dans la formation de l'opinion et de l'imaginaire publics.» (212) Place et rôle de l'ensemble des Françaises mais aussi de figures militantes dont l'approche biographique ou la réédition de textes a toujours mobilisé l'histoire des femmes, particulièrement sensible aujourd'hui à l'écriture biographique et aux significations de l'exceptionnel et du représentatif. Michelle Perrot a étudié Flora Tristan comme enquêtrice du social et donné à la collection «Les acteurs de l'Histoire» sa première figure féminine, en éditant les écrits politiques de George Sand entre 1843 et 1850.

Moins homogène à première vue, la dernière partie des *Femmes ou les silences de l'Histoire* rassemble, sous le titre «Débats», un compte rendu de colloque, une préface et des articles historiographiques et méthodologiques. L'introduction,

plus longue que les précédentes, rappelle les questions qui ont jalonné et stimulé 25 ans de recherches: faut-il faire l'histoire d'un groupe ou celle des relations entre les sexes, l'histoire des représentations ou celle des pratiques et des expériences, l'histoire d'une identité fondamentale ou celle d'un jeu complexe d'identités et de différences? Michelle Perrot y évoque aussi rapidement «les fronts pionniers» – «création, politique, corps, images» (352) – et identifie les débats, toujours actuels, qu'ont expliqués ou suscités les textes présentés: la guerre est-elle conservatrice ou favorable aux mutations des rapports entre les sexes? Y a-t-il, comme l'a suggéré Mona Ozouf une «singularité française» des relations entre les hommes et les femmes, et une part d'invariant historique? Derrière la polémique autour du droit de coït, mythe qui ne gomme ni la réalité de la violence ni les effets d'une telle croyance, ne faut-il pas porter une attention de plus en plus grande à l'imaginaire social et poser la question du genre à la représentation? Comment enfin analyser les images, au delà de l'inventaire des représentations de la féminité et de leurs significations? Et qu'apprendre de Michel Foucault? Cet ensemble de questions n'est pas, à mes yeux, le signe d'une «problématisation (encore) hésitante» de l'objet-femme (351) – formulation trop rapide et quelque peu négative – mais l'expression de la richesse de l'histoire des femmes et des genres qui a besoin aujourd'hui d'espace pour développer ses potentialités.

«Vous nous entendez?» demande Michelle Perrot au terme de son introduction générale, filant la métaphore et interpellant le public lecteur comme la communauté des historiens, trop réservés en France sur la légitimité de ce champ de recherches. Bonheur de lecture, précieux instrument de travail par les nombreuses références citées, l'ouvrage rétrospectif de



Michelle Perrot est une invite à poursuivre l'aventure, dans le débat sur les manières de faire et la confrontation avec la discipline historique; pour vaincre enfin les silences de l'histoire, qui sont à la fois silence des traces et silence du récit historique.

*Françoise Thébaud (Avignon)*

**MARY MAYNARD (ED.)  
SCIENCE AND THE CONSTRUCTION  
OF WOMEN**

UNIVERSITY OF YORK, UCL PRESS, LONDRES 1997,  
193 P., £ 40.-

Ce n'est pas sans risque que, selon Mary Maynard, les *Women's Studies* ont plutôt négligé les domaines des sciences et de son versant appliqué, la technologie. Les neuf articles, que cette directrice du Centre des Etudes Féminines de l'Université de York aux Etats-Unis a rassemblés dans un recueil à vocation pluridisciplinaire, se proposent de combler cette lacune de l'historiographie féministe.

D'une lecture contraignante, le chapitre introductif de l'éditrice engage ses collègues à révoquer leurs préjugés anti-scientifiques ou à s'affranchir d'une vision polarisée selon laquelle les sciences seraient, en regard de la condition des femmes, alternativement oppressives ou salvatrices. Toutefois, puisque la science et la technologie portent, en contenu comme en pratique, la marque du *pouvoir* masculin, les «études femmes» sont sommées de s'attaquer à la racine du mal, c'est-à-dire de proposer de nouvelles définitions *politically correct* de la nature de la science. L'arsenal méthodologique, que le lecteur moyen aura sans doute peine à identifier précisément, est présenté en terme de «méthode féministe dérivée de l'histoire, de la sociologie, de la déconstruction, de l'analyse du discours et de la

critique littéraire» auxquelles il faudra additionner une dose de «théorie post-moderne, matérialiste, cyborgienne et perspectiviste («standpoint»)». (2) Quel que soit le sens précis que l'on peut accorder aux différents ingrédients de cet inventaire, il faut savoir que c'est, globalement, l'attitude dite «positiviste» qui est ici combattue. Sans craindre l'auto-contradiction, Mary Maynard affirme que les notions traditionnelles d'objectivité, de vérité, de rationalité et de réalisme sont foncièrement inquiétantes et douteuses. Le sont-elles «objectivement», ose-t-on lui demander? Elle ajoute, thèse assez curieuse en apparence, que ces canons de la «vieille élite scientifique» (6) sont l'expression d'une domination masculine dont Francis Bacon, est, on l'apprend au chapitre suivant, le promoteur initial. Platon respire...

Le militantisme propre à la recherche féministe est parfaitement illustré par l'article d'Hilary Rose, qui, appelant à un «changement de la discipline», présente un certain nombre d'arguments en faveur d'un programme de redéfinition du contenu et de la pratique des sciences. Parce que l'histoire nous apprend que les sciences (l'auteur omet fâcheusement de préciser lesquelles) se sont toujours compromises dans la légitimation des doctrines inégalitaires, racistes, impérialistes ou sexistes et qu'elles portent, aujourd'hui encore, la marque de cette complicité idéologique, parce que les scientifiques ont l'arrogante ambition de chercher à expliquer le monde tel qu'il est, parce que ce sont toujours les groupes détenteurs du pouvoir qui s'arrogent le droit de déterminer arbitrairement les frontières de ce qui compte comme scientifique (et omettent insidieusement de mentionner le biberon dans la liste des grandes inventions de ce nom), et en raison des risques imprévisibles provoqués par le développement des technosciences,

l'auteur en conclue que le projet, déjà entamé, de «reconstruire les sciences de la vie» (24) est alors parfaitement légitime.

Sur la base d'études quantitatives et d'une série d'interviews, les chapitres 3, 4 et 5 visent globalement à présenter les raisons pour lesquelles l'opinion considère les activités scientifiques comme la chasse gardée d'une population masculine. Cela tient d'abord au choix dégressif des femmes à poursuivre un cursus universitaire scientifique ainsi qu'aux discriminations causées par les structures éducatives (chap. 3), aux difficultés que rencontrent celles qui s'y sont aventurées à concilier carrière professionnelle et vie familiale (chap. 4) ou encore aux visions stéréotypées que les femmes non-scientifiques ont des disciplines scientifiques (chap. 5).

En élargissant le débat à certaines régions du tiers-monde, l'article suivant interroge l'impact des changements technologiques dans les secteurs de l'emploi, de l'agriculture, de la reproduction ou dans celui du militaire. Ces développements ont des effets contradictoires et ne sont pas systématiquement à l'origine de l'aggravation des conditions de vie, de travail et de procréation des femmes. En effet, ce sont les mentalités misogynes des individus contrôlant l'application de ces nouvelles techniques qui sont plus directement responsables de ces détériorations.

Le propos de l'article suivant est d'opposer deux conceptions antithétiques du corps, l'une «essentialiste» et l'autre «constructionniste», d'en montrer les limites respectives et d'y substituer un autre modèle, dont la simplicité n'est malheureusement pas le trait le plus frappant. Si le réductionnisme cartésien et l'abstraction constructionniste peuvent apparaître comme insatisfaisants, l'alternative quantique, ésotérique, chaotique, systémique, écologique, endocrinologique

164 ■ (etc.) que propose Anne Scott présente

quant à elle l'inconvénient majeur d'être parfaitement incompréhensible.

De son côté, Pat Spallone vise, entre autres, à montrer que, dans le secteur de la recherche médicale, l'invention de termes nouveaux, comme celui de «pré-embryon» dans les années '80, représente un acte autant scientifique que politique. Le terme fut l'objet d'une campagne promotionnelle de la part des partis en faveur d'une intensification des études embryonnaires, et il semble qu'en Angleterre son acceptation a eu pour effet d'autoriser la recherche dans ce domaine. Toutefois, l'introduction de néologismes ne faisant pas partie des activités proprement scientifiques, l'exemple illustre mal la thèse générale de cet article qui est de montrer que «le *technique* et le *social* ne sont pas entièrement inséparables» (139) Que certains scientifiques participent à des «manœuvres politiques», il est difficile d'en douter. Mais dire que ces agissements font partie de la recherche scientifique revient à changer la définition ordinaire des mots. Une pratique, qui, il est vrai, n'effraie pas la majorité des auteurs de cet ouvrage.

La science fiction apparaît dans les deux derniers chapitres comme une source d'inspiration fructueuse, puisque les productions (féministes) de ce genre littéraire offrent des «possibilités futures» d'«utopie séparatiste», et de gynogenèse qui ont le mérite de défier la signification traditionnelle attachée au mot «naturel», «humain» ou «machine».

Cette volonté de changer le sens des mots préoccupe de façon insistante les auteurs de cet ouvrage collectif. Quel que soit le succès que rencontrera cette entreprise, on a cependant le sentiment que les définitions classiques ne sont pas toujours bien maîtrisées. L'utilisation approximative, voire pédante, du vocabulaire technique, est d'autant plus curieuse de la part de chercheuses qui, par ailleurs, s'éver-



tuent à mettre en évidence, et sans doute à juste titre, le fonctionnement élitaire et machiste des milieux scientifiques qu'elles décrivent.

*Emma Tieffenbach (Genève)*

**CHRISTA MUTTER, CHRISTINE  
SCHÄREN, JOHANNA THALI (ED.)  
DU PATER NOSTER  
A L'ALMA MATER  
SUR LA TRACE DES FEMMES  
A FRIBOURG**

ED. MEANDRE, FRIBOURG 1996, 60 P., ILL., FR. 20.–  
(LIVRE AUSSI EDITE EN ALLEMAND)

**FEMMES-TOUR (HG.)  
MIT GELD, GEIST UND GEDULD  
FRAUEN UND IHRE GESCHICHTE  
ZWISCHEN HELVETIK  
UND BUNDESSTAAT**

EFEF-VERLAG, BERN 1998, 128 S., ILL., FR. 29.–

**FEMMES-TOUR (ED.)  
POGNON, PIETE, PATIENCE  
LES FEMMES SUISSES ET  
LA NAISSANCE DE L'ETAT FEDERAL**

METROPOLIS, GENEVE 1998, 128 P., ILL., FR. 29.60

**WAS MÄNNER WOLLTEN  
UND FRAUEN TATEN  
ERSTER HISTORISCHER FRAUEN-  
STADTRUNDGANG, AARAU 1998.  
BEITRÄGE ZUR FRAUEN- UND  
GESCHLECHTERGESCHICHTE  
IM AARGAU ZWISCHEN HELVETIK  
UND BUNDESSTAAT (1798–1848)**

BADEN-VERLAG, BADEN 1998, 95 S., ILL., FR. 29.50

Les «tours de ville des femmes» existent depuis plus d'une décennie dans diverses villes d'Allemagne, de France et de Suisse (par exemple *Le guide des femmes disparues*, ouvrage collectif et bilingue édité par A.-M. Käppeli, Genève 1993). Ils sont nés de la constatation – si souvent faite

par les chercheuses – que non seulement le discours historique, mais également celui des visites guidées offertes aux touristes ne correspondaient que de loin à ce qu'elles pouvaient observer de la vie des femmes – et parfois même des hommes – dans les documents d'archives. En outre, ces tours reçurent une nouvelle impulsion à l'occasion des commémorations de l'Helvétique de 1798 et de la «Suisse moderne» de 1848: des femmes de toute la Suisse se mirent en effet ensemble au travail et plusieurs projets de recherche obtinrent un soutien financier. Ils étaient conçus dans une perspective féministe et visaient à réécrire une histoire de ces événements qui non seulement rappelle combien – et comment – les femmes étaient restées en marge de la plupart des instances décisionnelles politiques et économiques de l'époque, mais qui fasse aussi sortir de l'oubli celles qui parvinrent à se faire entendre et à agir dans leur cadre de vie en dépit de ces circonstances particulièrement défavorables.

Des quelque 20 contributions contenues dans ces trois ouvrages (dont deux sont disponibles en français et en allemand, il faut le souligner), il est évidemment impossible de présenter ici un compte rendu aussi détaillé qu'elles le mériteraient. Je me bornerai donc à en signaler quelques aspects qui me paraissent particulièrement dignes d'intérêt.

Relevons d'abord que *Du Pater noster à l'Alma mater*, la plus ancienne, présente un tour de ville fribourgeois caractérisé par la longue durée, puisqu'on y évoque aussi bien le statut des femmes – et le dilemme «couvent ou mariage» auquel certaines d'entre elles étaient confrontées –, que l'histoire de l'instruction des Fribourgeoises depuis le moyen âge. Une troisième partie apporte des éléments neufs sur l'action charitable et philanthropique de quelques femmes – y compris des protestantes! – de la bour-

geoisie et de l'aristocratie locales au 19<sup>e</sup> siècle. Quelle que soit l'époque considérée, on soulignera le rôle que jouent dans cette ville les ordres féminins (béguines, Ursulines, plus tard sœurs de Menzingen et diaconesses protestantes) tant dans le domaine de l'éducation que dans celui de la bienfaisance.

La même remarque peut être faite à la lecture de la publication suivante, qui analyse d'abord dans une perspective critique cette «naissance de l'Etat fédéral» au 19<sup>e</sup> siècle. Elle est due à l'association FemmesTour, qui regroupe des historiennes ayant travaillé sur une dizaine de villes suisses en vue de la mise sur pied de visites guidées. A de très bonnes pages traitant de nouveau des religieuses, des enseignantes et des dames de charité, s'ajoutent cette fois-ci deux chapitres consacrés à une présentation 1) des inégalités en matière de droits politiques et civils (rôle des pétitions et problème de la tutelle des femmes) et de morale (enfants illégitimes); 2) de l'importance des femmes – «main-d'œuvre bon marché» ou «bon parti» – dans l'industrialisation de la Suisse, soit donc en tant qu'ouvrières, soit parfois comme femmes d'affaires; 3) des difficultés, enfin, que rencontre toute femme «non-conforme», fût-elle artiste, intellectuelle ou engagée socialement ou politiquement.

Entièrement consacrée au canton d'Argovie et réservant une large place à des biographies féminines du 19<sup>e</sup> siècle, la dernière publication présente à son tour un tableau fort divers des domaines dans lesquels ces quelques femmes d'exception ont pu – ou ont cherché à – déployer leur activité ou exercer leurs talents: pédagogie, littérature, philanthropie, piétisme. L'absence d'autonomie (*tutelle maritale ou généralisée*), un régime matrimonial défavorable à la préservation de leur patri-  
 moine, et le confinement des femmes

de la bourgeoisie à la sphère domestique, sont en effet autant d'obstacles qu'elles sont obligées de surmonter quand elles veulent sortir des rôles traditionnels qui leur sont assignés et agir dans la société. Or, elles parviennent à le faire en dépit des interdictions, utilisant parfois au profit de leur cause les réseaux d'influence de leur milieu. Et il y a fort à parier qu'une étude encore plus extensive de leurs mémoires et correspondances permettra d'en trouver d'autres exemples encore, à Aarau comme ailleurs.

Intelligemment illustrées, non dépourvues d'humour malgré la gravité du sujet, fourmillant de petits encadrés consacrés à des documents d'archives ou à des travaux anciens ou récents, ces publications apportent – malgré leur caractère pointilliste et quelques imperfections – une contribution majeure à la connaissance que nous pouvons avoir de la situation des femmes dans la société suisse du 19<sup>e</sup> siècle, et même, dans certains cas, pour des époques antérieures. A chaque page se fait sentir le poids des représentations mentales et de la morale, qui se conjuguent pour faire des femmes des mineures..., pourtant tenues pour responsables du paupérisme et de l'alcoolisme qui marquent le 19<sup>e</sup> siècle! Et l'on est marrié de constater que mêmes animées des meilleures intentions, dames charitables, institutrices et autres enseignantes de travaux d'aiguille restent enfoncées dans les préjugés idéologiques de leur milieu et de leur temps. En filigrane apparaît donc dans ces pages le problème des classes sociales, dont une véritable «histoire des femmes» ne peut faire l'économie. La perspective «genre», bien que peu mentionnée, n'est d'ailleurs pas non plus absente de cette mise en scène de la vie quotidienne dans les quartiers de nos villes, ni dans la présentation de tant de filles et d'épouses aux prises avec l'autorité de leurs pères et maris, ou avec des



structures étatiques et des lois dont ceux-ci sont à la fois les auteurs et l'incarnation!

*Liliane Mottu-Weber (Genève)*

**ANNE-MARIE SOHN,  
FRANÇOISE THELAMON (DIR.)  
L'HISTOIRE SANS LES FEMMES  
EST-ELLE POSSIBLE?**

LIBRAIRIE ACADEMIQUE PERRIN,  
UNIVERSITE DE ROUEN 1998, 427 P., FR. 46.-

En France, l'histoire des femmes reste un domaine marginal et marginalisé de l'université et de la recherche. Désirant combler l'ignorance relative sur les études menées en Europe et souhaitant confronter les expériences françaises, européennes et américaines, Anne-Marie Sohn et Françoise Thélamon, professeures à l'Université de Rouen, organisent un colloque international en 1997. Le programme de cette manifestation (qui a rassemblé pendant trois journées plus de 100 universitaires) est centré sur l'épistémologie de l'histoire des femmes et la pluralité des approches méthodologiques.

Les communications sont regroupées dans trois parties, composées à leur tour de trois volets. L'objectif de la partie «écriture de l'histoire et construction des catégories» est d'interroger les catégories historiques qui sous-tendent la recherche, notamment «classe», «politique», «l'autre». Le premier volet examine les relations entre genre et classe dans les travaux d'histoire sociale (contemporaine) en Grèce, France et Autriche. Intéressée par la formation de la classe ouvrière pendant l'entre-deux-guerres en Grèce, Efi Avdela signale les réticences à l'emploi de la notion de genre comme catégorie d'analyse. Elle montre à quel point l'histoire économique et sociale (d'obédience marxiste), voulant se dé-

marquer d'une histoire idéaliste et nationaliste prédominante, ignorait l'histoire des femmes. Helen Charden Chenut propose une autre échelle de réflexion: pour appréhender les identités de classe et de genre chez les syndicalistes ainsi que pour analyser les frontières entre domaine privé et domaine public, elle compare le parcours de quatre syndicalistes (deux femmes et deux hommes), issus de générations distinctes. Cet éclairage inédit sur l'institution syndicale fait apparaître que les syndicalistes hommes sont beaucoup moins sensibles à l'inégalité entre les sexes que leur homologues féminines. Paul Pasteur remarque que jusque dans les années '80, la notion de genre était absente dans l'historiographie du mouvement ouvrier autrichien.

Faisant état des résistances idéologiques et méthodologiques à l'approche genre, les interventions rassemblées dans ce premier volet montrent l'intérêt d'une telle perspective en histoire sociale et traitent surtout de la relation entre les femmes et le politique. Dans le second volet («l'écriture du politique»), les analyses du vote féminin et de l'imaginaire de la citoyenneté en France, Allemagne, Canada et dans la Grèce antique, confirment que l'histoire de la citoyenneté, elle aussi, a besoin d'intégrer le point de vue de la différence des sexes.

La seconde partie («innovations et confrontations») aborde l'histoire du corps et de la sexualité, celle du féminisme et celle de la masculinité. Le corps et la sexualité, désignés comme constructions historiques, sont interrogés de par leur rôle dans l'exclusion (ou inclusion) sociale des femmes. L'histoire du féminisme, dimension essentielle de l'histoire des femmes, est envisagée comme objet historique.

Préoccupées par la faible légitimité et la place très médiocre de l'histoire des femmes dans les institutions d'enseigne-

ment, Sohn et Thélamon consacrent la dernière partie à la question de la transmission des savoirs. Les communications soulignent la non-reconnaissance de ce champ de recherche dans les universités françaises d'une part et la carence de relations entre recherche et enseignement d'autre part. Plusieurs raisons expliqueraient cet état de fait: le statut des femmes dans la profession d'historien et l'absence de la problématique des rapports de sexe dans les manuels d'histoire du secondaire.

Le volume et la qualité des recherches rassemblées dans cet ouvrage témoignent des avancées conceptuelles réelles et illustrent la richesse des réflexions dans le domaine de l'histoire des femmes. Pour la première fois, l'occultation des femmes dans l'histoire a été mise en regard avec le statut subalterne des historiennes dans les institutions de production et de transmission des savoirs. Un statut qui explique en partie pourquoi la visibilisation et la reconnaissance de ce champ de recherche nécessitent, 30 ans après sa naissance, l'organisation d'un colloque international.

*Magdalena Rosende (Lausanne)*

**VERONIKA AEGERTER, NICOLE GRAF, NATALIE IMBODEN, THEA RYTZ, RITA STÖCKLI (HG.)  
GESCHLECHT HAT METHODE  
ANSÄTZE UND PERSPEKTIVEN IN  
DER FRAUEN- UND GESCHLECHTER-  
GESCHICHTE**

CHRONOS, ZÜRICH 1999, 332 S., FR. 48.-

Selon l'historienne bernoise Brigitte Studer, dont l'article ouvre ce recueil, après deux décennies de développement, l'histoire des rapports de genre (*Geschlechtergeschichte*) n'a plus à légitimer son existence. Au contraire, elle

est devenue une «partie intégrante des sciences historiques». En un mot, la dimension du genre apparaît comme une catégorie incontournable et fondamentale, en Suisse comme dans le reste de l'Europe. Ce constat d'une histoire des rapports de genre solidement ancrée sert de point d'appui au collectif d'historiennes responsables de l'édition du recueil *Geschlecht hat Methode*. Durant la neuvième session de la journée d'études des historiennes suisses qui s'est déroulée à Berne en février 1998, il s'agissait en effet moins de dresser un nouvel état des lieux de la recherche sur une thématique précise – comme cela avait déjà été le cas lors de rencontres précédentes – que d'ouvrir une réflexion méthodologique approfondie. Cette insistance sur la méthodologie s'inscrit dans un débat plus large qui dépasse largement les frontières du champ historique suisse et que l'on retrouve par exemple dans les actes du colloque international «L'histoire sans les femmes est-elle possible?» qui s'est déroulé en novembre 1997 à Rouen (cf. compte-rendu). Comment la catégorie du genre est-elle utilisée par les historiennes dans leur travail quotidien? De quelle manière ce concept peut-il être articulé avec des notions telle que la classe et/ou l'appartenance ethnique? Comment aborder d'un point de vue de genre des concepts apparemment «sexuellement neutres» comme la pauvreté ou l'Etat? Est-il possible de cerner les multiples méthodes de travail actuelles des historiens et des historiennes dans le domaine de l'histoire des genres? Outre les introductions de Brigitte Studer et des Allemandes Ulrike Jureit (sur la problématique de l'histoire orale) et Elke Kleinau (sur les tensions entre histoire sociale et analyse des discours), les contributions de jeunes chercheuses et chercheurs réunies dans *Geschlecht hat Methode* tentent de se confronter à ces questions et forment autant de repères sur la variété



des études et des approches genre en Suisse. Ce parcours à la fois riche et quelque peu éclaté nous mène de l'histoire du quotidien des femmes, aux dimensions sexuées des pratiques et des discours médicaux, juridiques et eugéniques, en passant par la question de l'insertion différenciée des femmes sur le marché du travail durant l'entre-deux-guerres, les luttes récentes des infirmières bernoises, le thème crucial de la violence extrême infligée aux femmes lors du dernier conflit mondial, ou encore le rapport des femmes à la religiosité. L'intérêt des approches genre apparaît le plus clairement lorsque les contributions du recueil se répondent et se complètent, à l'instar des quatre articles issus du *workshop* sur la problématique «Eugénisme – Genre – Etat». Que ce soit par le biais de l'étude de la stérilisation ou de la sélection psychiatrique en vue de l'obtention des droits de bourgeoisie, ces analyses soulignent le rôle clé des discours et des pratiques eugénistes dans le contrôle et la répression sociale des femmes, mais aussi leur contribution à la définition du genre et du corps féminin. C'est ce type de travaux et de réflexions menées dans des collectifs dynamiques qui donnent raison aux éditrices du recueil, lorsque ces dernières insistent sur le fait que l'histoire des genres n'est pas une «spécialité», à laquelle les historiens et les historiennes peuvent adhérer ou pas, mais une dimension constitutive de toute étude historique. Quelle que soit la «méthode» adoptée, c'est bien la mise en relation du concept de genre avec d'autres catégories, telles que la classe sociale ou encore l'appartenance ethnique, qui apparaît en fin de compte comme une voie toujours prometteuse et enrichissante pour l'histoire des rapports de genre, ou plutôt des rapports sociaux de sexe.

Matthieu Leimgruber (Lausanne)

HANS MEDICK UND  
ANNE-CHARLOTT TREPP (HG.)  
**GESCHLECHTERGESCHICHTE  
UND ALLGEMEINE GESCHICHTE  
HERAUSFORDERUNGEN  
UND PERSPEKTIVEN**

WALLSTEIN, GÖTTINGEN 1998, 239 S., DM 28,-

Das Verhältnis von Allgemeiner Geschichte und Geschlechtergeschichte zu klären, scheint derzeit ebenso attraktiv wie aktuell. Zehn Jahre nachdem Joan Scott in ihrem programmatischen Artikel «Gender: A Useful Category of Historical Analysis» (in: *American Historical Review*, 1986, 1053–1075) die konzeptuelle Grundlage für die Geschlechtergeschichte und ihre erfolgreiche Etablierung in den USA gelegt hat, haben 1996 Hans Medick und Anne-Charlott Trepp diese Problematik für eine Tagung des Göttinger Max-Planck-Instituts für Geschichte aufgegriffen. Der von ihnen 1998 vorgelegte Tagungsband enthält die Beiträge von Karin Hausen, Lynn Hunt, Gianna Pomata, Helmut Puff und Thomas Kühne. Er setzt sich ein doppeltes Ziel: Zum einen soll eine Zwischenbilanz der Geschlechtergeschichte gezogen werden, um so die Frage zu prüfen, inwiefern sich der Wechsel von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte «als Annäherung an die Allgemeine Geschichte begreifen lässt». Zum anderen geht es um die Herausforderungen und Anstöße der Geschlechtergeschichte für die Geschichtswissenschaft insgesamt. Hier wird nach Veränderungen im Kanon von Themen, Fragestellungen und Konzepten gefragt, aber auch nach Verallgemeinerbarkeit und Relevanzherstellung in einer Geschichte, die «nicht mehr an einem Modell von Politik, Gesellschaft und Kultur ausgerichtet» ist, in dem Geschlechterbeziehungen nicht vorkommen. Die fünf Beiträge geben fünf verschiedene Antworten, aus fünf unterschiedlichen Per-

spektiven und mit fünf unterschiedlichen Fluchtpunkten. Die theoretische Reflexion der Problematik steht im Zentrum der ersten drei.

Karin Hausen geht das Problem historisch an, indem sie die Genese der «Allgemeinen Geschichte» als Universalgeschichte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts darstellt, die als Kriterien für «das Allgemeine» Geschlecht und Ethnie (Zivilisation und Fortschritt) benötigte und in einem weiteren Schritt im 19. Jahrhundert das Relevante auf die Nationalstaatengeschichte eingrenzte. Der Ausschluss der Frauen, die Verdrängung der Geschichte der Geschlechterverhältnisse und die Hierarchisierung zur Herstellung von Einheit in der Geschichte waren nach Hausens Analyse engstens verknüpft, vor allem aber waren sie konstitutiv für die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung, die folgerichtig auch die «Logik des und der Dominierenden» privilegierte. Dagegen plädiert Karin Hausen dafür, «die Vielheit der Geschichte als wohldurchdachtes historiografisches Programm» zu formulieren. Nur durch «die Konstruktion mehrsinniger Relevanzen» wird es ihrer Meinung nach möglich sein, diese hierarchisierenden Logiken zu überwinden.

Optimistischer urteilt Lynn Hunt, wenn sie schreibt: «Gender history is here to stay.» Sie sieht die Geschlechtergeschichte bereits im Zentrum der aktuellen methodisch-theoretischen Debatten der Geschichtswissenschaft. Nach einem kurzen historiografischen Rückblick kommt sie zum Ergebnis, die Aufgabe der Geschlechtergeschichte müsse notwendig in der Dekonstruktion zentraler Kategorien ebenso wie in der Rekonstruktion wesentlicher Metaerzählungen liegen. Nur in der Verbindung von beidem liegt für Hunt die Möglichkeit, an der Auseinandersetzung um die Bedeutung von

Zukunft gestaltend teilzunehmen. Als zentrale Fragen nennt sie die Reexaminierung der klassischen Erzählung der Moderne, Versuche zur Reperiodisierung und zur Differenzierung von Zeitstrukturen und Historizität (*temporalities*) und schliesslich Rekonzeptualisierungen im Verhältnis von Moderne, Frauen und nichtwestlichen Gesellschaften. Relevanz, so Hunts Fazit, wird die Dekonstruktion wichtiger Kategorien nur gewinnen, wenn sie untrennbar verbunden ist mit der Rekonstruktion von Metaerzählungen, die jedoch nicht mehr als hegemoniale Erzählung im Singular totalisierend beziehungsweise essentialisierend konstruiert werden. Nur so können sie Grundlage für die permanenten Auseinandersetzungen über die Bedeutung der Vergangenheit sein.

Gianna Pomata ihrerseits hält die Integration von verallgemeinernder und partikulärer Perspektive, von Mikro- und Makroebene, von Fakten-Rekonstruktion und der Konstruktion von Langzeitentwicklungen mit ihren Kontinuitäten und Brüchen für unerlässlich, um relevante Zusammenhänge benennen zu können. (Und es ist die Herstellung von Zusammenhängen, die sie als Kern dessen begreift, was das Projekt «Geschichte» ausmacht.) Dabei bleiben allerdings Pomatas Gleichsetzungen von Frauengeschichte = Mikroperspektive = dekonstruktiv auf der einen und Geschlechtergeschichte = Makroperspektive = konstruktiv auf der anderen Seite schwer nachvollziehbar.

Die beiden letzten Beiträge des Bands ziehen Bilanz für zwei Felder, in denen der Kategorie Geschlecht bislang eine sehr unterschiedliche Bedeutung zugemessen wurde. Für die Geschichte der Homosexualitäten verbucht Helmut Puff einen doppelten Gewinn, auch wenn essentialistische wie konstruktivistische Ansätze bisher in ihren Erklärungen zu kurz



gegriffen haben: er liegt in der Verkomplizierung der historischen Geschlechterverhältnisse ebenso wie in der Historisierung der Sexualität. Möglichkeiten einer (dringend gebotenen) geschlechtergeschichtlichen Erweiterung der Politikgeschichte skizziert Thomas Kühne, der mit seinem Forschungsüberblick zugleich deutlich macht, dass dieses Vorhaben nach wie vor erst am Anfang steht. Beide Beiträge machen sichtbar, dass sich die Geschlechtergeschichte auch in Zukunft durch die Thematisierung und Integration von neueren Forschungsbereichen, vermehrt aber auch durch Rekonzeptualisierung und Umschreiben traditionell zentraler Bereiche der Geschichtswissenschaft weiterentwickeln muss, wenn sie gehört werden soll.

Die einzelnen Beiträge enthalten viele, konzeptuell interessante Anregungen und Hinweise. Ungeklärt bleibt allerdings bis zum Schluss, was heute, in Zeiten der Postmoderne, «allgemein» heisst beziehungsweise «Allgemeinheit» beanspruchen kann. Dies ist nicht einfach als Defizit der Einzelbeiträge zu verstehen, sondern auch als Konsequenz der Ausgangsfragen, die implizit noch immer einen Gegensatz zwischen Allgemeiner Geschichte und Geschlechtergeschichte konstruieren. In dieser Situation scheint mir der Vorschlag von Karin Hausen problematisch, programmatisch auf Vielheit zu setzen, weil zum einen in die Einzelpositionen dieser (gedachten) Vielheit systematisch bereits hierarchisierende Relevanzunterschiede eingelassen sind, die durch ein Nebeneinanderstellen nicht einfach beseitigt werden können, und weil sich zum anderen Vielheit allenfalls als Ergebnis eines Diskurses einstellen kann, und somit jenseits der Handlungsoptionen Einzelner liegt. Dagegen finde ich den Versuch ausgesprochen lohnend, dem Vorschlag von Lynn Hunt zu folgen, Dekonstruktion und Rekonstruktion gezielt

zu verbinden, um im Um- und Neuschreiben grosser Erzählungen aktiv an der Herstellung von Relevanz und damit zugleich an der Gestaltung von Hierarchien zu arbeiten.

*Susanna Burghartz (Basel)*

**REGULA GERBER JENNI  
DIE EMANZIPATION  
DER MEHRJÄHRIGEN  
FRAUENZIMMER  
FRAUEN IM BERNISCHEN PRIVAT-  
RECHT DES 19. JAHRHUNDERTS**

PETER LANG, FRANKFURT A. M. 1997, 267 S., FR. 64.–

Frauen waren im 19. und bis weit ins 20. Jahrhundert von zentralen bürgerlichen Grundrechten ausgeschlossen. Während die späte Einführung des Stimmrechts für alle Erwachsenen in der Schweiz im Jahre 1971 den meisten bewusst ist, sind es die Einschränkungen der Frauen im Privatrecht auch bei HistorikerInnen kaum. Bis anhin fehlen systematische gesamtschweizerische Untersuchungen.

Gerber Jenni geht in ihrer Dissertation der Situation im Kanton Bern nach. Im Zentrum der Untersuchung steht die Rechtsfigur der «Geschlechtsbeistandschaft». Frauen waren nur beschränkt rechts- und handlungsfähig, wer nicht unter der «natürlichen» Vormundschaft des Vaters oder des Ehemannes stand, brauchte einen Beistand, um Geschäfte tätigen und über das Vermögen verfügen zu können. Die alte Geschlechtsvormundschaft aus dem Ancien régime wurde zuerst in eine «Geschlechtsbeistandschaft» umgewandelt (laut Gerber eher ein Wortspiel als Ausdruck realer Verbesserung für Frauen) und schliesslich im Jahre 1847 für den ganzen Kanton Bern aufgehoben. Dafür hatten Bernerinnen sich in einer Petition vehement eingesetzt. Die unverheira-

teten Bernerinnen erhielten damit im schweizerischen Vergleich relativ früh ihre Handlungsfähigkeit, in den beiden Basel zum Beispiel wurde die Geschlechtsvormundschaft erst in den 1870er Jahren aufgehoben, für die ganze Schweiz mit dem Obligationenrecht von 1881. Weiterhin unter männlicher Vormundschaft blieben aber die verheirateten Frauen, letztlich bis zur Einführung des neuen Eherechts von 1987.

Gerber Jenni untersucht sorgfältig die einzelnen Veränderungen im bernischen Recht. Sie zieht ihre Interpretationslinien von den Gerichtssatzungen des 18. Jahrhunderts bis zum Zivilgesetzbuch von 1912. Bern ist insofern ein interessanter Kanton, als in der Kodifizierung des Rechts verschiedene Traditionen berücksichtigt werden mussten. Im jurassischen Kantonsteil galt nämlich seit 1804 der französische *Code Civil*, der keine Geschlechtsvormundschaft kannte. Das erklärt, warum die Geschlechtsbeistandschaft im Kanton Bern früher aufgehoben wurde als in anderen Kantonen. Anregend zu lesen ist, wie Gerber Jenni die Untersuchung der Geschlechtsbeistandschaft mit anderen privatrechtlichen Bestimmungen verknüpft, zum Beispiel mit dem Erbrecht, dem Eherecht und dem Scheidungsrecht. Dabei kann sie aufzeigen, dass die verschiedenen Rechtsbücher unterschiedliche Bestimmungen kannten, die Frauen benachteiligten, so dass keines als prinzipiell frauenfreundlicher als das andere eingestuft werden konnte.

Wichtige Ergebnisse der Studie bestätigen Untersuchungen aus anderen Gebieten, insbesondere jene von Ute Gerhard aus deutschen Ländern: Die bürgerlichen Freiheitsrechte und der Vertragsgedanke blieben im Eherecht systematisch und auch in anderen Teilen des Privatrechts für Frauen weitgehend ausgeklammert.

Auf diese Weise wurde die Dominanz der

und ideologisch legitimiert. Der Aufklärung und der Idee von natürlichen Grundrechten wurde damit jene Sprengkraft genommen, die das Geschlechterverhältnis erschüttert hätte. Auch im Kanton Bern blieben feudalistische Elemente des Ancien régime im Privatrecht, insbesondere im Eherecht bis zur Einführung des schweizerischen Zivilgesetzbuches von 1912 bestehen. Die Kodifizierung und stärkere schriftliche Normierung im Recht des 19. Jahrhunderts bewirkte sogar eine Verfestigung der männlichen Vorrechte gegenüber Frauen. Verbesserungen für die unverheirateten Frauen punkto Handlungsfähigkeit gingen mit Verschlechterungen zum Beispiel im Unehelichenrecht einher. Gerber Jenni äussert zum Schluss ihrer Untersuchung denn auch den Verdacht, «dass verheiratete und verheiratet gewesene Frauen die Besserstellung der ledigen zu bezahlen hatten». (237)

Gerber Jenni hat in ihren Text viele Zitate aus den zeitgenössischen Diskussionen eingebaut und am Schluss Dokumente aufgeführt, so dass die Leserin leicht die Gedanken der Gesetzgeber nachvollziehen kann. Das Interesse der Juristin gilt den rechtsdogmatischen und justizpolitischen Zusammenhängen, diese analysiert sie mit einer systematischen *gender*-Optik. Die Rechtsprechung stellt sie punktuell in einzelnen Fällen dar, die soziale Realität hinter den rechtlichen Bestimmungen bleibt offen. In diesem Sinne ist die Dissertation ein Grundlagen- und Nachschlagewerk für Sozialhistorikerinnen und -historiker, die mit Vormundschafts- und Gerichtsakten arbeiten möchten. Es ist zu hoffen, dass hier viele historische Studien anknüpfen werden, um die Alltagsebene der Frauen und des Geschlechterverhältnisses im 19. Jahrhundert zu erforschen.

*Annamarie Ryter (Basel)*



**REGINA WECKER  
ZWISCHEN ÖKONOMIE  
UND IDEOLOGIE  
ARBEIT IM LEBENSZUSAMMEN-  
HANG VON FRAUEN IM KANTON  
BASEL-STADT, 1870–1910**

CHRONOS, ZÜRICH 1997, 335 S., FR. 48.–

Wer bei diesem Buch eine alltags-  
geschichtliche Gesamtschau der Frauen-  
arbeit im Basel der Jahrhundertwende  
erwartet, wird nicht auf seine Kosten  
kommen. Regina Wecker hat ein ande-  
res Projekt vor Augen. Die Perspektive  
ihrer *histoire totale* geht von der Frage  
aus, warum und in welcher Weise Frauen  
im Prozess der Industrialisierung in die  
Rolle der Hausfrau oder bestenfalls der  
Zuverdienerin abgedrängt worden sind,  
ohne in gleicher Weise wie Männer am  
emanzipatorischen Potential eines auf  
Lohnarbeit basierenden Arbeitsmarktes  
teilzuhaben. Der Kanton Basel dient  
dabei lediglich als Fallbeispiel; er liefert  
die Rahmenbedingungen, in deren Span-  
nungsfeld sich der Prozess der gesell-  
schaftlichen und geschlechterpolitischen  
Umstrukturierung im Zuge der Industria-  
lisierung zwischen 1870 und 1910 für die  
Schweiz am deutlichsten herausarbeiten  
lässt.

Mit Bedacht und sehr ausführlich re-  
flektiert Wecker zunächst den historiogra-  
fischen, theoretischen und methodischen  
Diskurs der Frauen- und Geschlechter-  
forschung der letzten 20 Jahre. Sie ent-  
wickelt dabei einen synthetischen Ansatz  
für ihre Studie, der sowohl explizit der  
«alten politischen» Frauengeschichte  
als auch der «neuen akademischen» Ge-  
schlechterforschung verpflichtet ist. Her-  
aus kommt ein komplexes Vorhaben, das  
sich aus emphatischer Parteilichkeit und  
methodisch/theoretischer Raffinesse  
speist: Erstens sollen Frauen als histo-  
rische Subjekte sichtbar werden, zweitens  
wird Geschlecht als zentrale Struktur-

kategorie von Gesellschaft untersucht  
und drittens als soziale Konstruktion  
verstanden. Frauen, die Beziehung von  
(Erwerbs-)Arbeit und Gesellschafts-  
system sowie geschlechtsspezifische  
Wahrnehmungen und Zuschreibungen  
rücken damit gleichberechtigt in den  
Mittelpunkt der Analyse.

Der Wandel der Frauenarbeit, so  
Weckers zentrale These, war nicht  
zwangsläufige Folge, sondern prägendes  
Element der Industrialisierung. Ihr An-  
liegen ist es zu zeigen, wie die für Frauen  
verhängnisvolle Umdeutung von «Arbeit»  
in «Hausarbeit» und «Erwerbsarbeit» mit  
der strukturellen Veränderung zur indu-  
striellen Arbeitswelt einherging und  
deren Entwicklung massgeblich beein-  
flusste. So rücken etwa bei ihrer quanti-  
tativen Betrachtung der Basler Erwerbs-  
statistik zunächst die Statistiker selbst ins  
Blickfeld, männliche Angehörige der-  
jenigen bürgerlichen Schicht, in der die  
lohnabhängige Erwerbsarbeit von Frauen,  
zumal von verheirateten, zuallererst in  
den Geruch des Unschicklichen kam.  
Wecker zeigt eindrücklich, wie und mit  
welchen Konsequenzen sich die Bewer-  
tungen von Frauenarbeit in den Text-  
analysen der Basler Statistik zwischen  
1870 und 1890 veränderten. In gleichem  
Masse, wie sich das Ideal der «bürger-  
lichen Normalfamilie» in den Köpfen der  
Statistiker festsetzte, nahm ihre Vorstel-  
lung vom «männlichen (Normal-)Arbeits-  
markt» normativen und exklusiven Cha-  
rakter an. Die lohnabhängige Erwerbs-  
arbeit von Frauen, um 1870 noch als  
normal und üblich angesehen, galt ihnen  
20 Jahre später als – einzudämmendes –  
Novum der Industrialisierung. Ob Frauen,  
wie die Basler Volkszählungen auswei-  
sen, zu Beginn des 20. Jahrhunderts tat-  
sächlich weniger häufig einem Erwerb  
nachgingen, ist demnach historisch kaum  
zu falsifizieren, sondern vermutlich in  
erster Linie den Statistikern zuzuschrei-

ben, welche die Frauenerwerbsarbeit zunehmend marginalisierten und unsichtbar machten.

Als entscheidendes Charakteristikum der sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Frauenerwerbsarbeit in Basel arbeitet Wecker im ersten Teil des Buches die Ausbildung einer sinnfälligen Ambivalenz in Privat- und Arbeitsrecht heraus, die der Veränderung der Wirtschaftsordnung durchaus entsprach und absichtsvoll darauf angelegt war, die Stellung von Frauen entsprechend umzudefinieren: So gab etwa die Aufhebung der Geschlechtsvormundschaft Frauen mehr wirtschaftliche und persönliche Handlungsspielräume, während arbeits- und fabrikrechtliche Sonderregelungen sie auf ihren «häuslichen Wirkungskreis» festlegten.

Welche praktische, gesellschaftliche und persönliche Bedeutung die Erwerbsarbeit von Ehefrauen im späten 19. Jahrhundert hatte, ist Thema des zweiten, kürzeren Teils. Nun wird die Studie, was ihren empirischen Bezug zu Basel und seiner «Frauengeschichte» anbetrifft, am dichtesten. Wecker legt hier eine hoch aufschlussreiche Analyse der Akten des Basler Scheidungsgerichts vor, die sehr genaue Einblicke in innereheliche Aushandlungsprozesse über die Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit in unterschiedlichen Generationen und gesellschaftlichen Schichten zulässt. Sie zeigt einerseits, wie vielfältig und widersprüchlich die Bedeutung von Frauenlohnarbeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts jenseits normativer Diskurse noch war. Andererseits tritt klar zutage, dass auch die Frauen selbst die Auffassung noch nicht verinnerlicht hatten, vorrangig für die Familie zuständig zu sein. Im Basler Gericht gingen zwischen 1876 und 1910 etwa 1300 Scheidungsklagen ein, von denen 1048 tatsächlich geschieden wurden. In den überwiegenden Fällen riefen

Frauen das Gericht an, und meist waren sie erwerbstätig. Hinterfragt wurde dies vor Gericht von keiner Seite, im Gegenteil: Die Erwerbsarbeit war vor allem relevant, weil sie eine Scheidungsklage ermöglichte und sie wirtschaftlich rechtfertigen und durchzusetzen half. Konnte etwa die Frau dem Mann eine gröbliche und dauerhafte Verletzung seiner Pflichten als Ernährer nachweisen und zukünftig ökonomisch auf eigenen Füßen stehen, war auf Zustimmung des Gerichts am ehesten zu rechnen. In der Zunahme der Scheidungsraten sieht Wecker ein eindeutiges Indiz dafür, dass die Lohnarbeit Frauen am Ende des 19. Jahrhunderts eine Erweiterung ihrer Handlungsspielräume bot, deren Nutzung allerdings mit gesellschaftlicher Stigmatisierung geahndet wurde.

Ab und an hätte es sich angeboten, die analytische Perspektive über den Schweizer Raum hinaus auszudehnen, um die Fallstudie in eine Entwicklung einzuordnen, die – zumindest für Deutschland – inzwischen recht gründlich erforscht ist. Und es ist wohl auch weniger der Versuch, Frauengeschichte und Geschlechtergeschichte zu schreiben, der dieses Buch recht sperrig macht. Eher stellt sich der Eindruck ein, dass dies auf Weckers Anliegen zurückzuführen ist, methodisch sorgsam durchdachte Textanalysen zu präsentieren, die Basler Lokalgeschichte mit strukturellen Entwicklungen der Industrialisierung in eins zu setzen und gleichzeitig politische Aufklärungsarbeit darüber zu leisten, dass die heute zur Selbstverständlichkeit geronnene «Doppelrolle» von Frauen keineswegs eine historische Zwangsläufigkeit ist, sondern auf einer gesellschaftlich vereinbarten Arbeitsteilung der Geschlechter beruht. «Grosse» Fragen, generalisierende Antworten und methodische Reflexionen unterbrechen den Lesefluss immer wieder. So bietet das Buch insgesamt viel-



fache historiografische Anregungen, neue, hochinteressante Einblicke in die Schweizer Rechts- und Industrialisierungsgeschichte und äusserst Lesenswertes über die Wahrnehmungs- und Erfahrungsgeschichte von Frauen zwischen Erwerbsarbeit und Familie, aber keine Narrative, welche alle Teile zu einem Ganzen fügt.

*Christine von Oertzen (Berlin)*

**GUNILLA-FRIEDERIKE BUDE (HG.)  
FRAUEN ARBEITEN  
WEIBLICHE ERWERBSTÄTIGKEIT  
IN OST- UND WESTDEUTSCHLAND  
NACH 1945**

VANDENHOECK, GÖTTINGEN 1997, S. 301, FR. 36.–

Am Beispiel der beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften und ihrer auf den ersten Blick konträr ausgerichteten Frauenpolitik nutzen die Autorinnen die «historisch einmalige Möglichkeit», (9) die Verbindung von Erwerbsarbeit und Emanzipation in zwei politisch disparaten Systemen zu überprüfen und zu differenzieren. Die vorliegende Aufsatzsammlung mit elf Beiträgen ging aus einer internationalen Tagung über weibliche Erwerbstätigkeit nach 1945 hervor, die 1996 an der Freien Universität Berlin veranstaltet wurde.

Der Beitrag von Karin Hausen bildet den konzeptuellen Rahmen des Textbandes. Anhand der deutschen historischen Forschungsdiskussion zeichnet sie Etablierung, Mechanismen und Alltagsrelevanz des Ernährer-Hausfrau/Zuverdienerin-Modells nach. Trotz schwindender gesellschaftlicher Konsensfähigkeit wird dieses Modell noch immer weitertransportiert, wenn auch inzwischen weniger explizit als implizit. Karin Hausen plädiert für einen methodisch-kritischen Umgang mit den gängigen Analysekatégorien, damit die Untersuchung von Frauen-

erwerbstätigkeit und erwerbstätigen Frauen nicht auf der «Leimrute» des Ernährer-Hausfrau/Zuverdienerin-Modells (30) erfolgt. Dies gilt in besonderem Masse im Umgang mit Statistiken über die Erwerbsbeteiligung, die sich häufig an der Norm des männlichen Ernährers orientier(t)en und weibliche Erwerbstätigkeit unzulänglich erfass(t)en. Im Hinblick auf künftige Forschungsarbeiten formuliert Karin Hausen die gesellschaftspolitisch wichtige Frage nach den Gestaltungsmöglichkeiten und Spielräumen für Frauen und Männer, insbesondere nach Stabilität und Auflösung sowie nach Abgrenzung und Überlappung des Modells und seiner geschlechtsspezifischen, komplementär funktionierenden Teilmodelle.

In der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft war die Frage der weiblichen Berufstätigkeit trotz dem konservativ geprägten Diskurs der Refamilialisierung der Frauen nicht bedeutungslos geworden, wie in den Beiträgen von Claudia Born und Irene Stoehr deutlich wird. Claudia Born analysiert die Bedeutung des Berufs am Beispiel der Frauengeneration, die nach 1945 den Arbeitsmarkt betrat und in der Nachkriegszeit eine Familie gründete. Sie widerlegt die gängige These der dominanten Familienorientierung dieser Frauengeneration. Die Berufsorientierung von Frauen mit Familienaufgaben manifestiert sich nicht nur in den Wahrnehmungen der befragten Frauen. Auch die Häufigkeit der Unterbrechungen wertet Claudia Born als Ausdruck einer lebenslangen Bedeutung des Berufs und der Erwerbsarbeit für diese Frauen.

Unterschiede in der Frauenpolitik zwischen der BRD und der DDR sind in der Landwirtschaft sehr deutlich. Helene Albers interpretiert Modernisierung und Rationalisierung der westdeutschen Landwirtschaft als Geschichte der Entprofessionalisierung der Bäuerinnen. Bei gleichzeitig vermehrter Mitarbeit im Stall und

auf dem Felde wurden die Bauersfrauen diskursiv auf das Leitbild der ländlichen Hausfrau festgelegt. So zielten die Fördermassnahmen der staatlichen und privaten Landfrauenpolitik in erster Linie auf die Ausstattung der Bauersfrauen mit den neu aufkommenden technischen Haushaltsgeräten. Umgekehrt erlebten die Bäuerinnen in der DDR eine Professionalisierung ihrer Tätigkeit wie der Beitrag von Christel Panzig aufzeigt. Im Rahmen der Kollektivierung der Landwirtschaft eröffneten sich den Genossenschaftsbäuerinnen neben Entlohnung und eigenem Rentenanspruch auch neue Qualifikationsmöglichkeiten.

Am augenfälligsten unterschieden sich die beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften in der ungleich stärkeren Präsenz der DDR-Frauen auf dem Arbeitsmarkt, die häufig als Signum weiblicher Emanzipation und gesellschaftlicher Gleichberechtigung bewertet wurde und wird. Die Förderung der Berufsausbildung und die stärkere Erwerbsbeteiligung bedeuteten jedoch nicht, dass die Berufschancen gleichfalls hoch waren. Gunilla-Friederike Budde und Karin Zachmann stellen am Beispiel der Akademikerinnen und der Frauen in technischen Berufen fest, dass prestigeträchtige Männerdomänen und höhere Berufspositionen den Frauen in der DDR weitgehend versperrt waren. Auch im industriellen Sektor blieb der Arbeitsmarkt sowohl horizontal wie vertikal geschlechtsspezifisch segmentiert, wie Annegret Schüle und Leonore Ansorg anhand von drei Industriebetrieben der DDR aufzeigen.

Die Differenz zwischen den beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften verliert nicht nur auf der beruflichen Ebene an Konturen, sondern auch auf der Ebene der Familienaufgaben, deren Verantwortung im Osten wie im Westen bei den

zeitarbeit in beiden deutschen Staaten zur spezifischen Frauenarbeitsform, welche die Vereinbarkeit von Beruf und Familie unterstützen soll(te). Christine von Oertzen und Almut Rietzschel untersuchen in ihrem Beitrag die Einstellungen west- und ostdeutscher Gewerkschaften zur Teilzeitarbeit. Beide deutschen Gewerkschaften und ihre Frauenabteilungen sahen in der Teilzeitbeschäftigung eine bedrohliche Konkurrenz zum Normalarbeitstag und, zumal im Westen, zur Politik des männlichen Alleinernterlohns. Mit der zunehmenden Akzeptanz der Müttererwerbstätigkeit wandelte sich die Einstellung der Gewerkschaften gegenüber der neuen Arbeitsform in der BRD. In der DDR hingegen blieben die Gewerkschaften und ihre Frauenabteilungen gegenüber der Teilzeitarbeit ablehnender eingestellt, da sie diese Beschäftigung lediglich als Übergangsform für Frauen mit Familienaufgaben akzeptierten. Ein weiteres Beispiel wie die weibliche Verantwortung für den Haushalt festgelegt wurde, ist die Institution des Hausarbeitstags. Arbeitnehmerinnen mit Familienaufgaben erhielten bis 1994 monatlich einen bezahlten freien Tag zur Erledigung ihrer Hausgeschäfte. Carola Sachse analysiert die ost- und westdeutschen Debatten um diese typische Frauenschutzmassnahme, die von den Berechtigten vehement verteidigt wurde, da sie ihnen eine gewisse Entlastung brachte. Gleichzeitig wurde damit die weibliche Zuständigkeit für Familienaufgaben festgeschrieben und die Sonderstellung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt zementiert.

In bezug auf die traditionelle Arbeitsteilung der Geschlechter erweist sich der gesellschaftliche Kontinuitätsbruch in der DDR als weit weniger markant, während in der BRD die Kontinuitäten brüchiger waren, als bisher angenommen. Die Herausgeberin erklärt in der Einleitung diesen Befund mit den Kontinuitätslinien der



---

deutschen Geschichte und mit der Langlebigkeit des deutschen Familien- und Mütterlichkeitsideals. In beiden deutschen Staaten ist die normative Prägung des Ernährer-Hausfrau/Zuverdienerin-Modells äusserst nachhaltig. Dabei handelt es sich

nicht nur um ein «deutsch-deutsches» Phänomen, was ein Vergleich mit anderen europäischen Ländern und Nordamerika aufzeigen könnte.

*Gaby Sutter (Basel)*

---

## ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN COMPTES RENDUS GENERAUX

### DAVID WARREN SABEAN KINSHIP IN NECKARHAUSEN, 1700–1870

CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS, CAMBRIDGE 1998,  
628 S., 130 DIAGRAMME, GEBUNDEN FR. 138.–,  
PAPERBACK FR. 50.50

Neckarhausen ist ein württembergisches Dorf südlich von Stuttgart – eines wie viele andere, am Ende des 18. Jahrhunderts mit einer Bevölkerung von 550 Personen. Zu fast schon legendärem Ruhm innerhalb einer bestimmten Richtung der *scientific community* ist das Dorf durch den amerikanischen Historiker David Warren Sabean gekommen, der während 30 Jahren an einer Studie darüber arbeitete. Den ersten Band dieser Studie hat er 1990 unter dem Titel *Property, production, and family in Neckarhausen, 1700–1870* veröffentlicht. Mit dem nun vorliegenden zweiten Band zur Familie in ihrem weiteren Bezugsfeld, das heisst zur Verwandtschaft, ist sein aussergewöhnliches Projekt abgeschlossen. Ich selbst bin bisher nicht nach Neckarhausen gepilgert, doch aus den 1139 Seiten der beiden Bücher habe ich viel gelernt über ein Thema, dessen spärliche historiografische Bearbeitung nach wie vor in einem krassen Missverhältnis zu seiner wirklichen historischen Bedeutung steht. Die Privatisierung und Feminisierung von Verwandtschaft im 19. Jahrhundert führten dazu, dass dieses Feld sozialer Praxis von (männlichen) Gesellschaftstheoretikern und Historikern als irrelevant beiseite gelassen wurde. «Klasse», «Stand» und andere Ordnungskonzepte waren vieldiskutierte Themen, «Verwandtschaft» wurde dagegen den «primitiven

Völkern» und damit der entstehenden Anthropologie überantwortet. Ein so produktiver, enzyklopädischer Denker wie Max Weber hatte nichts über die Bedeutung der Verwandtschaft in der modernen Gesellschaft zu berichten, obwohl er in seiner Umgebung über beste Hinweise verfügte: Marianne, seine Frau, war zugleich seine Cousine ersten Grades. (447)

Aussergewöhnlich ist das Projekt von Sabean in doppelter Hinsicht. Zum einen hat er eine unglaubliche Energie und Ausdauer daran verwendet. Das Grundgerüst gab eine von 1558 bis 1869 reichende Familienrekonstitution, die mit seriellen Quellen ökonomischer Art verbunden wurde. Zugleich diente die demografische Erhebung zur systematischen, teilweise computergestützten Rekonstruktion von Genealogien, die sich schliesslich zu Hunderten summierten; eine einzige konnte eine Breite von nahezu 10 Metern erreichen. (3–4, 512–514) Ungewöhnlich sind zum anderen der konzeptuelle Zugriff und die nun präsentierten Ergebnisse. Während sich das Gros der einschlägigen Forschung auf demografische Problemstellungen und/oder Haushalts- und Gemeindestrukturen konzentrierte, wandte sich Sabean nach einem anthropologischen Zusatzstudium entschieden den Verwandtschaftsverhältnissen zu. Entgegen der modernisierungstheoretischen Annahme, wonach Verwandtschaft ein archaisches Ordnungsprinzip bilde, kommt er zum Schluss, dass die Entwicklung bis ins frühe 20. Jahrhundert eher umgekehrt verlief und die verwandtschaftliche Vernetzung seit dem 18. Jahrhundert stark an Bedeutung gewann. «Europe became a kinship <hot> society



during the modern era», lesen wir auf dem Buchrücken – vielleicht erstaunt über den geografischen Unterschied zum Buchtitel, der nur das württembergische Dorf nennt. Man muss daher beifügen, dass dieser Titel (auch das in Umkehrung einer gängigen Praxis) minimal gefasst ist: Die Untersuchung behandelt nicht nur die Zeit von 1700–1870, und sie reicht weit über Neckarhausen hinaus. Sabean wird zwar als Vertreter der Mikrohistorie gehandelt, doch er zeigt hier auf pragmatische Art, dass eine ihrer Stärken in der Indikatorenfunktion liegt, welche sie bei der Rekonzeptualisierung von generellen Trends leistet.

Der Einleitungsteil des Buchs umfasst drei ausführliche Kapitel zur Theorie- und Forschungsgeschichte, zum politischen Diskurs über Vetterwirtschaft vor allem in der Periode 1740–1830 und zu den kirchlichen und staatlichen Heiratsverboten der frühen Neuzeit (1. *An introduction to kinship*; 2. *Vetterleswirtschaft: Rise and fall of a political discourse*; 3. *The politics of incest and the ecology of alliance formation*). In den fünf folgenden Teilen wird dann das Neckarhausen-Material zur Verwandtschaft ausgebreitet und diskutiert, dies geordnet nach zeitlichen Querschnitten beziehungsweise nach Kohorten, die auf eine bestimmte Dekade zentriert, aber nicht streng begrenzt sind. Zur Gruppierung dienen die Jahrzehnte ab 1700, 1740, 1780, 1820 und 1860 (Kap. 4–19). Der Schlussteil ist wiederum allgemein gehalten. Er vergleicht die Befunde aus Württemberg mit Regionalstudien aus verschiedenen Ländern, zeichnet die Zunahme von Verwandtschaftsehen im europäischen Massstab nach und analysiert den Zusammenhang zwischen dieser verwandtschaftlichen Organisationsverdichtung, der Klassenbildung und den damit verknüpften Aspekten der Geschlechtergeschichte (20. *Neckarhausen in Euro-*

*pean comparative perspective*; 21. *Consanguinity in modern Europe*; 22. *Kinship and class formation*; 23. *Kinship and gender*; für hiesige Leser und Leserinnen sei eingeflochten, dass sich dieses Geschlechterkapitel häufig auf eine schweizerische Regionalstudie von Elisabeth Joris und Heidi Witzig stützt: *Brave Frauen, aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte, 1820–1940*, Zürich 1992). In einem umfangreichen Anhang werden schliesslich technische Fragen erörtert und 125 Tabellen zum Neckarhausen-Material abgedruckt, was den Textteil erheblich entlastet.

Sabean nähert sich seinem Stoff auf unterschiedlichste, bewusst experimentelle Weise: mit der Quantifizierung und technischen Erläuterung von Verwandtschaftsdiagrammen, mit einer Serie von Alltagsgeschichten, mit der Verarbeitung von (auto)biografischen Schriften usw. Die in meinen Augen interessanteste methodische Idee sind seine sechs oder sieben Indikatoren, die er als Massstab an die Neckarhausen-Genealogien legt. Wie soll man ein ständig neu konstruiertes Netzwerk, in diesem Fall ein verwandtschaftliches Netzwerk, über die Zeit verfolgen? Sabean tut es anhand der Nutzung/Nichtnutzung von Verwandten für Heiratsallianzen, Patenschaft, Namensgebung, Vormundschaft, Geschlechtervormundschaft, Bürgerschaft und – wie schon im ersten Band – für Immobilientransaktionen. Damit kann er etwa zeigen, dass in seiner ersten Kohorte (1700–1709) 25% der Heiraten zwischen Verwandten erfolgten, alle zwischen affinalen Verwandten (Verschwägerten). In der letzten Kohorte (1860–1869) betrug der Anteil dann ganze 49%, und die Mehrheit dieser Verwandtenehen war jetzt consanguinaler Art, darunter viele zwischen Cousins und Cousinen (Tab. 21.1). Indizienhaft lässt

sich eine längere Periode erfassen: Zwischen 1562 und 1739 trugen nur 0,6% der Heiratspartner denselben Familiennamen, zwischen 1740 und 1869 lag ihr Anteil dann bei 4,9% (Tab. A.21). Die Nutzung von Verwandtschaft nahm also seit dem frühen 18. Jahrhundert an Intensität zu, und zwar nicht nur an diesem Ort, sondern in einem grossen Raum. So weisen Studien über die päpstliche Dispensationspraxis vom 16.–19. Jahrhundert und über die «Inzucht» im 19./20. Jahrhundert alle darauf hin, dass der Höhepunkt der Verwandtenehen in der Zeit um 1900 lag. (431–444)

Warum dieser Wandel und diese Konjunktur? "I cannot detail all the differences between the two systems and the two periods", bemerkt Sabeau, "for the spade work to chronicle that shift has not yet been done." (459) Doch einige Zusammenhänge werden deutlich, sei es im Kleinen, sei es im Grossen. In der ersten Periode war die Verwandtschaft in Neckarhausen geprägt von Patronage. Die Eheleute brachten in der Regel ungleiche Güter in den Hausstand ein, das heisst Personen aus den Oberschichten heirateten Personen aus den Unterschichten und machten auch deren Verwandte, die Verschwägerten, zu einer Art Klienten. Die Auswahl der Paten erfolgte nach demselben vertikal-offenen Muster. In der zweiten Phase war die Verwandtschaft dagegen horizontal und in sich geschlossen. Man/frau heiratete jetzt von gleich zu gleich, die consanguinen Beziehungen innerhalb derselben Schicht gewannen an Gewicht, auch die Patenschaft bildete nicht mehr ein Bindeglied zwischen Reich und Arm, sondern eine stark familiarisiertere Institution. Eingeleitet wurde dieser Wandel hin zur schichtspezifischen Endogamie von der dörflichen Obrigkeit, später verbreitete sich das neue Verhaltensmuster bei den normalen Bauern, in der

180 ■ Periode 1800–1830 scheint es praktisch

allgemein geworden zu sein. Es handelte sich nicht zuletzt um eine Kettenreaktion: Wenn man oben unter sich blieb, konnte man sich unten schlecht anders verhalten. Die Tatsache aber, dass die endogame Praxis bei der Obrigkeit begann und viel mit der familiären Verteilung von Ämtern zu tun hatte, verweist auf den Zusammenhang mit Staatsbildungsprozessen. (z. B. 59–62, 206) Im 19. Jahrhundert kam es zur bekannten raschen Differenzierung zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre. In diesem Kontext wurde Verwandtschaft mehr als früher zu einer weiblichen Sache, Frauen leisteten nun deutlich den Hauptteil der Organisationsarbeit. Gleichzeitig bildete diese emsige horizontale Vernetzung auf allen Ebenen der Gesellschaft laut Sabeau die Basis von vielem, was auf der politischen Bühne mit Geräusch ausgetragen wurde. Oder anders gesagt: "Connubium lay at the heart of policing social boundaries, and no doubt at the heart of class formation." (488)

Diese Verwandtschafts- und Klassenbildungsthese dürfte in der Forschung noch zu reden geben. Ich halte sie – zusammen mit anderen Thesen und Aspekten – für einleuchtend. Skeptisch stehe ich dem Buch dagegen in folgenden drei Punkten gegenüber. Einwand 1 ist formaler Art: Nicht zuletzt infolge der Kohorten-Struktur ist die Redundanz des Textes meines Erachtens zu gross; das Buch ist übermässig lang und enthält (daher) einige variierte, nicht genau koordinierte Argumente. Einwand 2 betrifft den Zusammenhang zwischen Verwandtschaftsbeziehungen und den «productive relations» in der Dorfgesellschaft, den Sabeau an ungefähr 15 Stellen hervorhebt, oft mit Hinweis auf Belege im ersten Band. Danach sollen bestimmte männerzentrierte Strukturelemente und Entwicklungen mit der Art der Feldbestellung in der Dreizehlgewirtschaft zu erklären sein, welche



verwandte Männer zur Kooperation geführt, wenn nicht «gezwungen» habe. (z. B. 171–172) Die präsentierten Quellen legen jedoch nahe, dass die Koordination oder Kooperation ebensogut zwischen nichtverwandten Nachbarn zu bewerkstelligen war, was vor allem deshalb nicht in die Argumentation eingeht, weil die Untersuchung auf die Verwandtschaft zugeschnitten ist und die Nachbarschaft eher beiläufig behandelt. Dass ein – von Sabean immer auch vertretener – politischer Ansatz bei der Erklärung von *kinship systems* fruchtbarer ist als dieser ökonomische Ansatz, erweist sich besonders im europäischen Vergleich, wo die *male work routines* bezeichnenderweise fast ganz fehlen. (Kap. 20) Einwand 3 muss hier noch stärker verkürzt werden: Sabean lehnt sich bei der Untersuchung von Familienallianzen an die Frauentauschtheorie von Claude Lévi-Strauss an, der seinerseits unter anderem auf den berühmten Essay über Reziprozität von Marcel Mauss rekurriert. (z. B. 16–23) So differenziert die Anlehnung an die strukturelle Anthropologie und die Befragung des historischen Quellenmaterials im einzelnen ausfallen, mir fehlen die klaren oder auch nur indizienhaften Belege für wahrgenommene heiratsbezogene «Schulden» und «Guthaben» zwischen verwandten Familien, deren Kinder oder Kindeskindern sich wiederum verbanden. Erst das würde einen eigentlichen Tausch konstituieren.

Aller möglichen Einwände zum Trotz – es handelt sich hier um eine überaus hartnäckige, bewundernswerte Exploration in ein mehr schlecht als recht exploriertes Gelände. Ich kenne wenige historische Studien, welche der Verwandtschaft den gebührenden Stellenwert einräumen. Und erst mit *Kinship in Neckarhausen* habe ich eine Studie kennengelernt, welche die Verwandtschaft in möglicher Konsequenz über die (lange) Zeit verfolgt. Das ist letztlich der ent-

scheidende Punkt. Sabean selber drückt es so aus: “This is hard-core social history, and the reader should be warned before proceeding that he or she will not come out of the experience unaroused.” (5)

*Jon Mathieu (Burgdorf)*

CHRISTIAN SIMON (ED.)  
**WIDERSTAND UND PROTESTE  
ZUR ZEIT DER HELVETIK  
RESISTANCE ET CONTESTATIONS  
A L'EPOQUE DE L'HELVETIQUE**

DOSSIER HELVETIK, VOL. 4, SCHWABE, BASEL 1998,  
268 P., FR. 58.–

Qu'on l'approuve ou non, les dates anniversaires sont souvent prétextes à revenir sur des événements passés, à les examiner et à les interpréter à la lumière des nouvelles tendances historiographiques. L'occasion est d'autant plus belle que le fait a été accaparé par une école de pensée, voire carrément occulté.

Ce cas de figure est précisément celui que présente l'Helvétique. Longtemps, l'évocation de cette période de cinq ans a oscillé entre plusieurs courants explicatifs nullement contradictoires et parfois combinés. L'invasion française a autorisé l'exaltation de la «résistance héroïque» des Suisses ou la fustigation de leur manque d'ouverture au progrès, elle a également été revêtue d'une connotation politico-morale, l'envisageant comme le résultat inéluctable des dissensions helvétiques et enfin, elle a le plus souvent été camouflée derrière un silence gêné. Il y a une dizaine d'années, à l'approche du bicentenaire, un groupe de chercheurs emmenés par Christian Simon a décidé de revisiter et d'actualiser ce débat historiographique. Leur ambition a donné lieu à des colloques annuels dont les actes ont été partiellement publiés et forment un épais «dossier helvétique», tenant ainsi

les promesses du nom de la collection qui les réunit.

Le quatrième cahier de cette série contient certaines des communications présentées en 1996, consacrées aux Résistance(s) et contestations à l'époque de l'Helvétique. L'ouvrage porte encore fortement la marque de son origine, constitué de textes très différents, variant tant dans la forme, le fond que l'appréhension globale du sujet. Même l'utile articulation spatio et socio-chronologique du livre en cinq thèmes principaux (modèles de comparaison étrangers, résistance en Suisse centrale, contestation sur le Plateau, attitudes contre-révolutionnaires des élites, réactions populaires à l'Helvétique) ne réduit pas cette disparité. On va ainsi du genre biographique, adopté dans l'article d'Alain Czouz-Tornare et d'Evelyne Maradan retraçant le parcours (exemplaire ou non?) du chef-résistant glaronnais Niklaus-Franz von Bachmann, à l'explication de texte pointue d'Anselm Zurfluh dans son analyse comparative des œuvres de Lusser, de Haller et Joseph de Maistre. La plupart des contributions tiennent de l'étude de cas, forcément hétérogènes et parfois passionnants. L'essentiel s'attache à la description minutieuse de phénomènes contestataires plutôt limités dans le temps, l'espace ou la thématique: esquisses cantonales délivrées par Niklaus von Flüe, Albert Norbert Lüber et Heidi Bossard-Borner; relation d'un «pogrom» due à Erika Hebeisen; analyse du rôle de la presse (Christoph Guggenbühl) ou encore examen des dernières réflexions d'Ulrich Bräker (Holger Böning). A travers cette grande diversité, quelques constantes se dessinent pourtant, comme le concept de Vendée. La présentation qu'en fait Christian Simon dans son introduction ainsi que le décryptage qu'en propose Jean-Clément Martin, constituent un précieux point de repère et de comparaison pour la com-

préhension de la Vendée rauracienne exposée par Marco Jorio, ou pour celle du Nidwald que Derk C. E. Engelberts explore par son flanc français, en négligeant malheureusement de rendre toutes ses références accessibles au profane. D'autres notions ont aussi fait l'objet d'une instrumentalisation, d'une construction ex post. Comme le montrent, notamment, Lukas Vogel et Urs Kälin, l'élément religieux n'a souvent été qu'un prétexte immédiat à une contestation anti-française dont les fondements se révèlent aussi complexes que ses modes d'expression. Car, ainsi que le soulignent si brillamment Carlo Moos et Christian Simon dans quelques pages conceptuelles peut-être un peu trop rares, l'Helvétique a suscité moins de rébellions caractérisées que des résistances se développant sur une palette comportementale des plus vastes.

Dès lors, l'extrême variété des articles qui composent cet ouvrage ne doit pas se comprendre comme une maladresse mais comme un moyen d'accéder à une perception plus fine du phénomène étudié. Dans leur diversité, tous ces textes, résumés de manière très complète et pratique en introduction, démontrent une des grandes thèses de l'ouvrage, à savoir qu'il n'y a pas eu une Helvétique, ni une contestation, mais une infinité.

En outre, si cette étude souffre d'une absence de synthèse, du moins faut-il la saluer comme une entreprise pionnière, comme un pas décisif en avant. Elle est l'un des premiers, sinon le premier livre de cette nouvelle vague de recherches sur la République helvétique à s'attaquer au terrain de prédilection de l'ancienne historiographie et réussit, en délaissant les héros ou les obtus pour exposer les négociations des hommes, à dépassionner sinon à objectiver le débat. Que ce développement historiographique ait été révélé au public 200 ans après le début de l'ex-



périence unitaire est peut-être un hasard; la coïncidence semble néanmoins symbolique.

*Irène Herrmann (Genève)*

**SERGE PAQUIER**  
**HISTOIRE DE L'ELECTRICITE**  
**EN SUISSE**  
**LA DYNAMIQUE D'UN PETIT PAYS**  
**EUROPEEN 1875-1939**

EDITIONS PASSE PRESENT, GENEVE 1998, 2 VOL.,  
1214 P.

Cet ouvrage, d'une longueur imposante, vise à définir un «modèle suisse» de développement des industries électriques, et donc, du fait de l'importance de ce secteur dans la croissance industrielle helvétique, un «modèle suisse d'industrialisation». L'approche choisie est d'emblée exposée, privilégiant la dynamique des innovations et des «systèmes techniques», l'histoire des «réseaux» comme fil directeur. L'objectif est de dégager une «culture nationale d'innovation», résultant des ajustements que l'emprunt de modèles techniques étrangers nécessite en fonction des spécificités nationales.

La première partie (57-179) retrace les développements de la technique électrique du début du 19<sup>e</sup> siècle à 1891, date de la démonstration de transport de courant de Francfort, puis s'efforce de dégager des «modèles nationaux» à partir de l'histoire de l'électrification en Allemagne et aux Etats-Unis – les deux pays qui s'imposent comme leaders, en Grande-Bretagne et en France où les débuts sont plus hésitants. Les parties suivantes visent à définir sur cet arrière-plan comparatif le «modèle suisse». Cela nécessite, si l'on suit la démonstration de Paquier, une longue étude des réalisations hydrauliques, de la construction des premières usines de force motrice, du déve-

loppement des activités des constructeurs de machines. La recherche est ambitieuse. Elle développe deux champs dont chacun constituerait une thèse à lui seul – l'histoire de l'hydraulique, intéressante en soi mais traitée ici de manière plus approfondie que son simple rôle de précurseur ne l'impliquait, et celle des débuts de l'électrification. Malgré le titre de l'ouvrage, la recherche s'arrête en gros vers 1918, car peu de pages sont consacrées à l'Entre-deux-guerres. (début du chapitre 18, 848-859 et 885-907)

Le fil directeur de cet ouvrage long et parfois touffu est: pourquoi la Suisse réussit-elle à s'imposer à côté des deux grands leaders dès les années 1890 avec des constructeurs nationaux possédant sur certains segments une excellence technique, alors que dans d'autres pays les groupes allemands ou américains mettent la main sur le secteur? Mais la réponse justifie-t-elle le présupposé méthodologique en termes de «système technique» et de «dynamique de l'innovation», des concepts assez flous si on ne les précise pas, qui risquent de finir par tout inclure si on y fait entrer les aspects économiques, sociaux et culturels? Tous les historiens s'accorderont sur une évidence: tout est interdépendant dans la dynamique économique et historique. User du concept de «système» va plus loin: cela implique l'idée que tout est ordonné autour d'un élément central – ici la technologie, moteur du développement et clé des différences nationales. Or l'analyse de Paquier aboutit à une réponse plus nuancée qui ne donne pas la priorité à la technologie, même si la maîtrise de l'hydraulique est un facteur important.

La capacité à exploiter l'hydraulique est grande dans un pays montagneux, dépourvu de charbon, dont l'importation est coûteuse et surtout entraîne une dépendance vis-à-vis de l'étranger insupportable pour un pays dont les deux principaux

voisins entretiennent des relations d'hostilité. Mais cette dotation naturelle et la capacité à l'exploiter expliquent seulement le choix du développement de l'hydroélectricité plutôt que des centrales thermiques, facilité par la proximité entre les villes centres de consommation et les sites hydrauliques exploitables. Elles expliquent moins bien le développement rapide de la production qui dépend évidemment aussi des capacités de consommation. Pour expliquer le développement de la consommation, l'ouvrage évoque la manière dont les municipalités ont pris en main la distribution d'énergie avec un plan d'ensemble et des normes uniques au lieu de la laisser s'organiser anarchiquement au travers de la concurrence de multiples sociétés concessionnaires. La précocité de l'électrification ferroviaire selon des normes unifiées vient du fait que les CFF sont nationalisés depuis 1898 et que ce choix évite aussi de dépendre économiquement de l'étranger. Mais pour comprendre le développement de la consommation privée, il aurait été utile de se référer au prix du produit comparé à celui des autres formes d'énergie et aux pouvoirs d'achat et d'envisager les variables globales.

Pourquoi la Suisse est-elle un des rares pays «suiveurs» où la dépendance vis à vis des groupes étrangers n'est pas importante dans les débuts? Il existe certes déjà des constructeurs de machines capables et désireux de se reconvertir vers l'électrotechnique. Mais le pays qui domine la construction mécanique dans le monde, la Grande-Bretagne, rate le virage de l'électrotechnique. Les capitaux sont présents en Suisse, mais les principales banques mettent leur savoir-faire surtout au service des constructeurs étrangers, ainsi qu'il apparaît dans le chapitre le plus intéressant et convaincant de l'ouvrage, celui sur les holdings constituées par ces derniers pour pénétrer des marchés d'ex-

portation, pour l'essentiel non-helvétiques, puisque ces derniers sont déjà verrouillés. En effet les éléments de réponse qui emportent la conviction sont l'importance de l'initiative et du secteur publics, et de la politique protectionniste de «suissification». Les collectivités locales, déjà expérimentées en matière d'hydraulique et de réseaux de distribution, ont assumé les chantiers d'infrastructure et choisi de s'adresser aux constructeurs nationaux. Le secteur privé helvétique s'articule sans grande tension avec le secteur public, car l'étude montre le rôle pivot de personnalités qui participent aux deux.

Finalement la recherche qui se proposait initialement d'aborder la question avec une grille de lecture très «libérale» (le progrès technique, élément moteur de l'économie, résultat de la concurrence des entrepreneurs qui œuvrent pour le bien collectif, car ils ont seuls un projet social de développement que les pouvoirs publics sont incapables d'élaborer), parvient à une conclusion inverse. Si les hommes de science, les techniciens, les entrepreneurs et les banquiers ont fait leur métier avec compétence (mais n'en est-il pas de même dans tous les pays?), ce sont les pouvoirs publics qui ont favorisé un développement rapide des réseaux électriques et de la consommation, et c'est le protectionnisme stimulé par une préoccupation d'indépendance économique qui a évité la main mise des groupes allemands.

Cet ouvrage apporte une contribution importante à l'histoire industrielle de la Suisse. Davantage centré sur les acteurs du développement, il tend à négliger les aspects plus économiques. L'étude macro-économique de l'électrification n'est pas faite: seules quelques données quantitatives globales sont proposées, mais guère exploitées. L'étude méso-économique du secteur n'est pas non plus abordée. Il est regrettable que ni le bilan énergétique du pays, ni les comptes con-



solidés du secteur ne soient proposés. Le lecteur ne sait pas quelle part de la formation brute de capital fixe est consacrée à l'infrastructure électrique entre 1890 et 1914, ni quel est le poids de l'industrie électrotechnique dans le produit industriel, dans le PNB, ni quel est son taux de croissance. Ne pourrait-on évaluer la contribution du secteur à la croissance, le *social saving* qu'il a pu permettre?

Un autre ouvrage, celui de David Gugerli, *Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz, 1880–1914*, Zurich 1996, est complémentaire, car il se situe sur un terrain tout différent, visant à décrypter la «boîte noire» de l'innovation et de sa diffusion en s'inspirant des travaux de Bruno Latour, en laissant aux historiens économistes l'approche «positiviste» qui n'en est pas dépassée pour autant. Cet ouvrage a l'avantage d'éclairer l'histoire du produit qu'est l'électricité et des déterminants de sa consommation, qui tendent à rester en retrait dans la recherche de Paquier.

*Patrick Verley (Paris)*

**WILLI WOTTRENG  
HIRNRISS  
WIE DIE IRRENÄRZTE AUGUST  
FOREL UND EUGEN BLEULER  
DAS MENSCHENGESCHLECHT  
RETTEN WOLLTEN**

WELTWOCHTE, ZÜRICH 1999, 320 S., FR. 39.–

Der Titel verspricht einiges, ein blutiges Hirn vor grünem Hintergrund ist auf dem Umschlag abgebildet, und neugierig nimmt der Leser das Buch zur Hand. Es wird im Klappentext verheissen, das Buch gebe «aufgrund von präzisen biographischen Recherchen» über die Psychiater August Forel und Eugen Bleuler Aufschluss darüber, wie sich die Psychiatrie «von der Hirnforschung zur Eugenik

entwickelte». Die Ansprüche also sind hoch.

Der Autor, Journalist bei der Weltwoche, will seine Arbeit explizit als eine journalistische verstehen, deren Inhalt sei «rekonstruierte Lebenswirklichkeit, gestützt auf breites Quellenmaterial». Unter diesen Vorgaben hat Willi Wottreng ein flottes, leicht lesbares Buch geschrieben, das ein wichtiges Thema der Schweizer Geschichte locker und eingängig thematisiert: die Geschichte der eugenisch motivierten Psychiatrie, festgemacht an zwei eminenten Exponenten des Fachs. Eine historische Recherche, die sich leicht unter dem Sonnenschirm lesen lässt oder als Unterhaltung an einem regnerischen Sonntag. Das Gerüst von «Lebenswirklichkeit» ist flockig eingebaut ins «Quellenmaterial», man kann leicht von Zitat zu Zitat surfen und bekommt serviert, was der Autor an Fakten über die Herren Forel und Bleuler und über die schauerhaften Zustände in der Zürcher Klinik Burghölzli, dem Wirkungsort der beiden Psychiater, zusammengetragen hat.

Mit seinem saloppen, stets alles schon kommentierenden Stil führt uns Willi Wottreng durch drei Themenbereiche: durch eine Biografie August Forels, weiter durch die Biografie Eugen Bleulers und dazu noch durch die Institutionengeschichte der psychiatrischen Klinik Burghölzli, mit Einschluss von typischen Krankengeschichten aus der Stadt Zürich, alles auf nicht einmal 300 locker bedruckten Seiten.

Dabei sollte sich der Laie nicht darüber aufhalten, dass Willi Wottreng tatsächlich keine neuen Erkenntnisse über die Biografie Forels (1848–1931) zutage fördert. Die Informationen des Autors immerhin sind solide und beruhen auf der – verdankenswert schonungslos und bemerkenswert selbstironischen – Autobiografie des welschen Psychiaters, Hyp-

notiseurs und Gehirnforschers, auf dessen längst publizierten Briefen und wissenschaftlichen Texten. Dass der Autors aus Forels Texten die pikantesten Stellen herauspickt – Forel hat als Junge gerne Ameisenkriege veranstaltet, er war als Bub schwächlich und ängstlich, er hat mit 34 Jahren erst geheiratet und eine sehr junge Frau noch dazu –, das alles verdichtet das Bild von August Forel zu der pathologischen Persönlichkeit, die gut zum blutigen Hirn auf dem Buchumschlag passt. Nur differenzierter denkenden Lesern könnte das zuviel werden, wenn etwa zu lesen ist, August Forel habe die Wärterinnen im Burghölzli «wie Labortiere präpariert», wenn sein Lebenswerk als Abfolge von «Doktorspielen» dargestellt wird. Stilistische Marotten vielleicht auch nur, wenn der Autor den Nachfolger August Forels am Burghölzli, Eugen Bleuler (1857–1939), abqualifiziert als «Gärtner, der die Tulpenzwiebeln mit dem Zentimetermass setzte, zum Beweis der höheren Ordnung».

Nach ein paar Dutzend Seiten allerdings beginnt der Leser dann doch ein wenig zu vermissen, was eine historische Recherche eigentlich ausmachen sollte: die Einbettung der historischen Person in ihre Zeit. Bei allem Material, das da zusammengetragen wurde, fragt man sich, was man anfangen soll mit beiläufigen Hinweisen wie «so sahen es manche Zeitgenossen» oder «es lag im Geist der Zeit» – hier muss der halbwegs historisch versierte Leser seine Ansprüche ein wenig herunterschrauben und einsehen, dass es in der Freiheit des heutigen Journalisten liegt, die Wechselbeziehung zwischen individueller Biografie, den herrschenden Ideen der Zeit, der Dominanz bestimmter Institutionen und den herrschenden wissenschaftlichen Paradigmata nicht explizit machen zu müssen.

Um so mehr individualisiert Willi

186 ■ Wottreng seine beiden Helden bis an die

Grenze der Ahistorizität, was dem Geschmack breiter, an bestimmte journalistische Formen gewohnter Leserschichten sehr entgegenkommt. Er belästigt uns nicht mit einem langen Abriss der Rassen-theorien im 19. Jahrhundert, sondern handelt das ab auf einer halben Seite, er quält den Leser nicht mit einer Bewertung der Zusammenhänge zwischen den sozialhygienischen Strömungen zum Beginn unseres Jahrhunderts und der psychiatrischen Theorie und Praxis, zur Vereinfachung des komplexen Themas wird ausgeblendet, wo Forel und Bleuler in der (durchaus heterogenen) weltweiten eugenischen Bewegung standen. Folgerichtig blendet der Autor etwa die Debatten innerhalb der schweizerischen Vereinigung der Irrenärzte, jener Institution, in der Bleuler und Forel mit ihren eugenisch geprägten Vorschlägen Geschichte gemacht haben, weitgehend aus. Ebenso wenig erfährt man (um nur ein Beispiel zu nennen), dass die nachmalige rassenhygienische Bewegung in Deutschland, mit ihrem Exponenten Alfred Ploetz allen voran, ihren Ursprung in Zürich hatte, in einem Kreis, dem just Forel und Bleuler, Gerhard Hauptmann, Rudolf Pösch und andere angehörten; natürlich hätte es interessiert, im Rahmen einer Arbeit, die einen biografischen Anspruch erhebt, näheres über die Wirkung von Bleuler und Forel in diesem Zirkel (der immerhin in den 30er Jahren in Deutschland weittragende Folgen hatte) zu erfahren. Aber da wären wir wieder mitten in der komplizierten Zeitgeschichte Europas um die Jahrhundertwende gelandet, in all den intellektuellen Debatten um Dekadenz und Malthusianismus, in der Wiederentdeckung der Mendel'schen Gesetze, in den heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Freudianern unter den Psychiatern und den anderen, biologisch-eugenisch motivierten.



Statt dessen lagert Willi Wottreng den «Zeitgeist» aus in einen eigenen Teil mit dem Titel «Grossstadtsumpf» und bietet in Kürzestkapiteln eine Übersicht. Da reiht sich Neues (etwa, dass August Forel ein Gesetz für Geisteskranke ausgearbeitet hat) an Altbekanntes (etwa, dass die Neger als Bedrohung für die weisse Rasse betrachtet wurden), man liest locker von Dada, von Sterilisierungen und Bordellen. So verdichtet sich allmählich, von einem Schnellkapitel zum anderen, das Bild jener Zeit, und mit wiederkehrenden Zitaten beweist uns Willi Wottreng dann auch, dass seine beiden Protagonisten (modern gesprochen) die damals breit diskutierten medizinisch-technischen Eingriffe an «Minderwertigen» tatsächlich befürworteten, um den Bestand an Gesunden im Volk zu erhalten. Das beweisen abermals, wie «böse» die beiden waren, und dieses «Da-haben-wir's-wieder-einmal» tröstet uns darüber hinweg: dass wieder nicht klar wird, wo und mit welchen Mitteln (Vorträge, populärwissenschaftliche Schriften, Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Vereinigungen und so weiter) die Herren Forel und Bleuler für die Durchsetzung ihrer Ideen gekämpft haben, oder anders gesagt: welche gesellschaftliche Wirkung sie hatten.

Um so lebensnaher werden die Zustände im Burghölzli geschildert. Da bezieht sich der Autor mehrmals, über ganze Seiten hinweg, auf die süffig zu lesende Reportage eines frühen Boulevardjournalisten namens Hägi, der sich in wallraffischer Manier als Wärter im Burghölzli hatte anstellen lassen. Eben dieser Hägi wurde nun aber (wie Willi Wottreng selbst schreibt) wegen Ehrverletzung verurteilt, weil er August Forel zu Unrecht beschuldigte, er habe eine Patientin vergewaltigt, dieser Hägi war also kein ausgesprochen sorgfältiger Rechercheur – ein Umstand, der uns abermals bei der lockeren Lektüre nicht stören sollte.

Was bleibt? Willi Wottreng hat es geschafft, ein wichtiges Thema der neueren Schweizer Geschichte zu popularisieren, unter die Leute zu bringen. Die Fallschilderungen, die greifbaren und plastisch geschilderten Einzelschicksale, die der Autor aus den Archiven ausgegraben hat, gehen unter die Haut. Doch vielleicht sollten Stil und Ansatz dieses Buchs nicht der Massstab sein für die weitere und ernsthafte historische Auseinandersetzung mit einer rassenideologisch verbrämten Medizin, mit einer nicht minder eugenisch motivierten Anthropologie.

*Christoph Keller (Basel)*

**BETTINA HEINTZ,  
BERNHARD NIEVERGELT (HG.)  
WISSENSCHAFTS- UND TECHNIKFORSCHUNG  
IN DER SCHWEIZ  
SONDIERUNGEN  
EINER NEUEN DISZIPLIN**

SEISMO, ZÜRICH 1998, FR. 42.–

Im vorliegenden Sammelband wird im wörtlichen Sinne ein Gebäude skizziert, das die Wissenschafts- und Technikforschung in sich vereinigen und ihr einen Ort einräumen will. Es handelt sich dabei um einen Platz, in dem wechselweise administratives und wissenschaftliches Personal wirken soll. Dies ist sicher ein respektabler Wunsch, angesichts der Tatsache, dass in der Schweiz etwas wie *think tanks*, die WissenschaftlerInnen als BeraterInnen für gesellschaftlich anstehende Probleme zu Rate ziehen, bisher fast gänzlich fehlen. Das Haus, das Bernhard Nievergelt in seinem Abschlussentwurf bauen will, widerspiegelt den Wunsch, den im Buch vereinigten Ideen Bestand zu verleihen. Deshalb lohnt es sich, einen Augenschein zu nehmen, denn wenn das Gemäuer, das vor unseren Augen entsteht, egal ob Neubau, Umbau

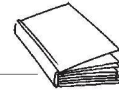
oder gar Besetzung, nicht gleich wieder einstürzen soll, wird es sich nicht vermeiden lassen, Architektur und Statik einer genaueren Prüfung auszusetzen. Was ist, will und soll Wissenschafts- und Technikforschung, wird deshalb die Frage sein, die uns bei dieser Inspektion begleiten soll. Denn historisch hat das Label STS – auf dem Umschlagtext wird es als *Science and Technology Studies* kenntlich gemacht – eine bunte Karriere durchlaufen. Während ursprünglich STS als *Science, Technology, and Society* ein Forschungsgrossprojekt am MIT bezeichnete, so wurde später darunter eine wissenschaftskritische neue soziale Bewegung verstanden. Diese Problematik spiegelt sich in der Diskussion darum, ob mit dem Kürzel *Science, Technology and Society Studies* – oder verkürzend lediglich *Science and Technology Studies* gemeint sei.

Helga Nowotny stellt im Vorwort die Wissenschafts- und Technikforschung in den Kontext «einer systematisch betriebenen Reflexion über deren gesellschaftliche Voraussetzungen, Einbettung und Folgen» (7) und pocht damit auf einen sozioanalytischen Zugang des bisher dieser neuen Strömung eher geschlossen gegenüberstehenden Hochschulsystems. Die Aufgabe der Sozialwissenschaften sieht sie darin, einen Beitrag zum Vorbringen dieser Reflexion zu leisten. Sie verweist auf die sozialwissenschaftliche Deutungs- und Lösungskompetenz von Wissenschafts- und Technikforschung, die eine «transdisziplinäre Vermittlungstätigkeit im Verbund mit anderen Wissenschaftsbereichen» anbieten kann. (9)

Die Einleitung des vorliegenden Buches wiederum geht eher kryptisch mit der Frage nach dem Was um. Nicht genauer erläutert wird die Herkunft dieser «vergleichsweise jungen Disziplin, die sich seit den 1970er Jahren mit innovativen sozialwissenschaftlichen Konzepten

einen Namen gemacht hat». (13) Bettina Heintz und Bernhard Nievergelt verweisen darauf, dass sich Wissenschafts- und Technikforschung an einem gemeinsamen «Code an Begriffen und Theorien» orientieren, «die teilweise einzeln, teilweise in Auseinandersetzung miteinander entwickelt wurden und heute eine gemeinsame epistemische Basis bilden». (13) Den gemeinsamen «Code» nicht nur zu entschlüsseln, sondern überhaupt zu finden, stellt sich denn den LeserInnen zur Aufgabe, die aber bei der Lektüre der einzelnen Artikel in den Hintergrund gedrängt wird. Das Fehlen einer Auseinandersetzung mit möglichen und sicherlich immer wieder neu zu definierenden inhaltlichen Aufgaben von STS rächt sich spätestens dann, wenn nicht mehr klar wird, inwiefern Wissenschaft und Technik unterschiedliche wissenschaftliche Bereiche und damit auch verschiedene gesellschaftliche Belange meinen, die aber im Label dieser Disziplin vereinigt und deren «Verschmelzung» als «Reflex auf die faktische Durchdringung von Technik und Wissenschaft» konstatiert (13) wird.

Erst im letzten Kapitel des Buches stossen wir bei Bernhard Nievergelt wieder auf eine Diskussion möglicher Ziele von STS. «Die Wissenschafts- und Technikforschung versucht [...], den Prozess der Wissens- und der Technikenstehung und die Dynamik wissenschaftlicher und technischer Entwicklung auf der Basis unterschiedlicher gesellschaftlicher Kontexte zu analysieren.» (275) Damit soll der Fokus auf wissenschaftliche und technische Entwicklungsgeschichten und Entstehungsprozesse gelegt werden. Schliesslich zeigen die «Resultate der Wissenschafts- und Technikforschung [...] denn auch die soziale, kulturelle und ökonomische Bedingtheit von Wissenschaft und Technik und benennen die Ambivalenz ihrer Anwendung». (275) Damit wird ersichtlich, dass Wissenschaft



und Technik eines sind – und dem Sozialen, Kulturellen und Ökonomischen entgegen- oder zumindest gegenübergestellt werden beziehungsweise dieser «Reservoirs» gelegentlich bedürfen. Damit wird aber gerade unterlassen, die wechselseitige Durchdringung zu untersuchen oder zumindest zur Debatte zu stellen, wozu doch gerade Wissenschaftsforschung hoffnungsvollerweise Hand bieten würde. STS würde damit zur akademischen Hilfsveranstaltung, die sich allenfalls um Moderierung oder Schadensminderung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft bemüht, was möglicherweise im schweizerischen Kontext schon als Manifest gilt.

Der vorliegende Band sondiert die schweizerische Forschung zu Wissenschaft und Technik. Auch eine neue Disziplin hat aber eine Geschichte, zumindest eine Vorgeschichte, auch wenn es vielleicht eine ist, die sich nicht in der Schweiz abgespielt hat. Wie wird darauf Bezug genommen, wie werden diese Traditionen dargestellt und wie verhält sich die Auswahl der Artikel in diesem Band dazu?

Wir rekonstruieren im folgenden anhand der zwei programmatischen und einleitenden Aufsätze von Heintz und Rammert ihr jeweiliges Bild von Wissenschafts- und Technikforschung und versuchen die Aufsätze an diesem Bild zu messen.

Bettina Heintz schreibt eine Geschichte der Wissenschaftsforschung als eine der Wissenschaftssoziologie, die sich von den Dogmen des logischen Positivismus und seiner Folgekrankheiten emanzipiert. Diese Geschichte verläuft in zwei Schritten. In einem ersten wird Wissenschaft als Institution untersucht. Allerdings stoppt die institutionalistische Wissenschaftsforschung vor dem epistemischen Kern: die Wissensinhalte gelten als soziologisch nicht untersuchbar. Die konstruktivistische Perspektive, der zwei-

te Schritt, macht nun das Wissen selbst zum Gegenstand der Untersuchung und fragt danach, wie es hergestellt wird. In Heintz' Darstellung stellt die konstruktivistische Perspektive eine Radikalisierung dar. Diese Form der Erzählung ist in STS üblich und passt sich den aktuellen Trends, Konstruktivismus und Aktor-Netzwerk-Theorie, an. Nur: Man könnte diese Geschichte ebensogut als eine Geschichte verlorengegangener Kinder schreiben und dann wäre sie nicht mehr die Erfolgsstory, wie sie im Lehrbuch steht. Vor allem wäre sie dann reflexiv und würde nicht in dieselben Fallen heroischer Geschichtsschreibung fallen, gegen die STS ursprünglich angetreten ist. Mit Wittgenstein und Fleck waren die Grundlagen des heutigen Konstruktivismus vor 80 Jahren gesetzt und ihre Nichtbeachtung müsste erklärt werden.

Wenn man Rammerts Aufsatz über Technikforschung liest, so scheint es sich bei diesem Feld um eine unabhängige soziologische Subdisziplin zu handeln, entgegen der Beteuerung im Vorwort, Wissenschafts- und Technikforschung seien eng miteinander verknüpft. Neben den sich gegenseitig zitierenden AutorInnen Heintz und Rammert tauchen nur die Namen von Tom Hughes und Bruno Latour in beiden Aufsätzen auf. Ansonsten scheint Technikforschung eine spezifisch deutsche Angelegenheit zu sein, die sich vor allem mit a) Technikfolgenabschätzung und b) deutschen Theorieproblemen befasst. Einzig die Pioniere der Techniksoziologie (Gilfillan und Ogburn) werden aus den USA importiert; Frankreich existiert nicht, ausser der Fussnote Foucault.

Welche Form der Wissenschaftsforschung wird nun in dem hier besprochenen Band betrieben? Zuerst muss festgehalten werden, dass die meisten Aufsätze (mit Ausnahme von Gugerli und Merz) von dem von Heintz und Rammert

vorgelegten Theorie-Level abweichen. David Gugerli führt in seinem Aufsatz über die angeblich erste Kraftübertragung in der Schweiz 1886 exemplarisch vor, wie Lehrbuchgeschichten zu dekonstruieren sind, indem den Strängen eines Ereignisses von Labors in die Politik und in die Öffentlichkeit gefolgt wird. Martina Merz zeigt, welche Rolle sogenannte Ereignisgeneratoren in der Teilchenphysik einnehmen, und wie sie zwischen epistemischen und technischen Objekten schwanken.

In den anderen Aufsätzen bleibt die internationale Diskussion abwesend oder wird reduziert auf ein paar Fussnoten, mit denen man sich verortet. Der epistemische Kern bleibt eine Black box, die Schärfe und Fruchtbarkeit der konstruktivistischen Diskussion ist kaum zu spüren und die ethnografische Methode, die dem Konstruktivismus die entscheidenden Impulse gab, bleibt aussen vor. Die restlichen Aufsätze sind einer klassischen Historiografie (Niklaus Stettler, der eine spannende Theoriengeschichte der schweizerischen neodarwinistischen Evolutionstheorie schreibt, Jean Pierre Hurni und Jan Lacki mit einer eher spröden Geschichte der theoretischen Physik in der Romandie), der institutionel-

len Soziologie (Karl Weber und Martin Wickis interessanter Disziplinenvergleich zur Internationalität der schweizerischen Hochschulforschung) oder der Sozial- beziehungsweise Kulturgeschichte (Jakob Tanner über den autonomen Menschen an der Landi '39, Peter Hugs souveräne Darstellung der Atomtechnologie zwischen Militär und Wirtschaft, sowie Tobias Straumanns Diskussion der chemischen Industrie im Ersten Weltkrieg als vorweggenommenes Manhattan-Projekt) verpflichtet. Schliesslich bleibt anzumerken, dass nur Natur-, keine Geistes- und Sozialwissenschaften untersucht werden; der Graben wird einseitig überquert. Dazu passt, dass die für STS versprochene systematische Reflexion und damit die Problematisierung der eigenen Wissensbestände in den Beiträgen fehlen. Der Eindruck bleibt bestehen, dass Ansätze und Anchlüsse zur internationalen Diskussion zwar vorhanden sind, aber kaum, dass sich im Buch das präsentiert, was Heintz und Rammert unter Wissenschafts- und Technikforschung verstehen.

*Michael Guggenheimer und  
Priska Gisler (Zürich)*